0.
g.
13

M. v. O.
L. g.
o. 173

Die
letzten Zeiten
der
Grävenitz.

Historische Novelle

aus

dem Ende der Regierungsjahre des Herzogs
Eberhard Ludwig von Württemberg.

Von

Carl Theodor Griesinger.

Heilbronn,
Verlag von Carl Drechsler.
1839.

Vorrede.

Indem ich hier dem Publikum ein neues Werkchen übergebe, möchte ich dessen Milde im Urtheil mehr noch in Anspruch nehmen, als bei'm Erscheinen der „Silhouetten aus Schwaben.“ Die Mängel dieses letzteren Schriftchens fühle ich gar sehr, und trotz der lobenden Aeusserungen vieler und besonders norddeutscher Recensenten ist mir das Lückenhafte jener Skizzen nur zu klar geworden. Vielleicht ist es mir möglich, den Schaden bei einer zweiten Auflage wenigstens in Etwas wieder gut zu machen. — Dieses Büchlein hier hat allerdings eine ganz andre Natur und mit den Silhouetten nur das gemein,

daß ebenfalls Schwaben das Terrain ist, auf dem sich sein Inhalt bewegt. Allein der historische Roman ist in neuerer Zeit so vervollkommnet worden, daß man mit Recht große Ansprüche an Den macht, der sich an solcherlei Schilderungen wagt. Ich bin weit entfernt, diese Vollkommenheiten in meiner Novelle zu finden, und es soll mir recht lieb seyn, wenn ich darauf aufmerksam gemacht werde, wie und worin ich gefehlt habe. Nur vielfache Ermunterungen von Männern, die in der Literatur einiges Gewicht haben, konnten mich bewegen, mit diesem Produkte an's Licht zu treten. — Was die geschichtlichen Ereignisse betrifft, die den „letzten Zeiten der Grävenitz" zu Grunde liegen, so habe ich mich meist an Pfaff's „Geschichte von Württemberg" gehalten. Die Schilderung, wie die Grävenitz in Württemberg hauste, ist durchaus wahr; eben so die des Herzogs Eberhard Ludwig. Der Besuch des Königs Wilhelm von Preussen am Hofe zu Ludwigsburg und seine Einwirkung auf den Herzog sind nicht minder faktisch. Nur in Beziehung auf die Verschwörung im Schönbuch habe ich mir, sowohl was die Zeit als den Ort

betrifft, einige Freiheiten erlaubt. Daß der Held des Drama's, nebst einigen andern vorkommenden Personen, nur erdichtete Namen sind, darüber brauche ich mich wohl nicht zu entschuldigen. — Der Stoff ist interessant, und somit bleibt dem Schriftchen doch immer einiger Werth. — In Betreff der Diktion zeigten sich mir besondere Schwierigkeiten, denn man wird zugestehen, daß jener bizarre, französirende Styl, der im Haarbeutel- und Zopf-Zeitalter herrschte, nicht leicht zu treffen ist. Auch hatte ich hierin kein einziges Vorbild, wenigstens keines, das mich befriedigt hätte.

Sollte diese erste Novelle Beifall finden, so werden ihr bald andre folgen. Schwabens Vorzeit ist theils im Inlande, theils auch auswärts noch bei weitem nicht so bekannt, als sie es zu seyn verdiente. Kein Volk zeichnet sich durch größere Eigenthümlichkeit, kein Regentenhaus durch größere Ritterlichkeit aus, als das schwäbische und württembergische. Würde Wilhelm Hauff noch am Leben seyn, so gäbe es freilich eine würdigere Feder, die dem Stoffe mehr gewachsen wäre, als die Meinige. Doch — si

desint vires, tamen est laudanda voluntas. Diesen Spruch bitte ich das Publikum und den Ausschuß desselben — nicht im maliciösen Sinne — die Herren Kritiker, zu beherzigen.

Stuttgart, im Juli 1838.

C. Th. Griesinger.

Die letzten Zeiten

der

Grävenitz.

I.

Ihr, ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt;
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Schiller.

Die schönste Gegend von Unterschwaben ist das Neckarthal, und zur Zeit des Frühlings und des Herbstes glaubt man dort durch einen neuen Garten Eden zu wandern. Eine Reise dem Neckar entlang hält daher Mancher für eben so herrlich, als eine Rheinreise, besonders zur Zeit, wenn die Trauben gelesen und der neue Most gekeltert wird. Ueberall Lust und Leben! Ueberall fröhliche Gesichter, besonders wenn der Wein nicht mißrathen ist! Ueberall Gesang und Juchheschreien! Ueberall freundliche Dörfer und gastliche Wirthshäuser! So kam es, daß schon vor vielen Jahren die Straße von Franken nach Schwaben eine der belebtesten war, und da der Handel von Norddeutschland

seinen Zug meist über Frankfurt und Heilbronn nach Ulm nahm, so hatte man schon in alten Zeiten viel auf gute Chausseen gesehen und noch mehr auf gute Wirthshäuser.

Einer der schönsten Punkte auf diesem Wege ist das Städtchen Lauffen. — Nicht daß an diesem selbst viel wäre: eben so wenig, als an dem Dorfe gleichen Namens, von dem es nur durch die Neckarbrücke getrennt ist; allein es gewährt einen wunderbar herrlichen Anblick, wenn man inmitten auf der langen steinernen Brücke steht und sich nun plötzlich umsieht. Den Neckar abwärts hat man dicht vor sich zur Rechten eine kleine Insel, die als Kegel weit aus dem Flusse emporragt. Die Insel erscheint wie ein lachender grüner Garten, und inmitten desselben erhebt sich ein alterthümliches Gebäude mit einem noch viel älteren Thurme, dem einzigen Reste des Schlosses, das einst hier gestanden hatte. Links von der Insel, an dem andern Ufer des Neckars, liegt das Dörfchen Lauffen, und gerade aus vor sich erblickt man die herrliche Kirche, ein großes, massives Gebäude in altgothischer Form, aus Quadern von rothem Sandsteine erbaut, und so heilig und großartig kühn schaut die Kirche von ihrem steilen Felsenvorsprung in den Fluß hart unter ihr hinab, daß die kleine Kapelle der heiligen

Regiswendis, ein uralt Kirchlein, wohl aus dem achten Jahrhunderte, mit dem der Volksglaube allerhand schöne Sagen in Verbindung setzt, in ihrem alterthümlichen Grau fast wie ein greises Zwerglein sich ausnimmt neben einem Riesen, der in seiner Kraft dem Himmel trotzen zu können vermeint. Den Neckar hinauf, rechts und links von dem lustigen blühenden Thale, sieht man die Spitzen mehrerer Dörfer mit ihren Kirchthürmen hervorragen, und als letzter Ruhepunkt des Auges schaut von der Höhe herab das Dorf Kaltenwesten mit seinem luftigen freundlichen Jägerschlößchen. Rechts vom Neckar liegt das Städtchen Lauffen, ein altes, bucklichtes Nest, so eng und steil gebaut, daß man sich fast verwundert, wie man nur in solch herrliche Umgebung ein so häßliches Bauwesen hineinstellen mochte.

Doch das Alles war dem Wirth zum goldenen Hirsch in Lauffen ganz einerlei. Es freute ihn nur, daß die Leute alle gerne bei ihm einkehrten und sich seinen Wein und das Essen bei ihm gar sehr schmecken ließen. Mehr werth, als der Ruf der schönen Gegend, war ihm der Ruf seines Hauses, und hätten nicht Reisende, die er alle Tage in Menge zu sehen bekam, so gar viel Lobenswerthes von der herrlichen Lage

des Ortes gesprochen, er hätte selbst kein Wort davon gewußt.

Besonders lebhaft gieng es im Herbste des Jahres 1729 zu. Kein Tag vergieng, ohne daß Fremde zu Fuß und zu Pferde den Gasthof gefüllt und alle Zimmer besetzt hätten, und der dicke ehrliche Mann hatte alle Hände voll zu thun, um Jedermann zu befriedigen und die gehörige Ordnung zu handhaben. Eines Tags besonders, im Monate September desselbigen Jahrs schien es gar nicht aufhören zu wollen mit neuen Ankömmlingen. Schon am Morgen war ein Zug von Handelsleuten angelangt, welche ihr Weg nach Ulm hier durchführte, und die es vorzogen, in einem gastlichen württembergischen Städtchen Mittag zu machen, statt in der nahen aber theuren Reichsstadt Heilbronn. An gewöhnlichen Wirthshausgästen vom Städtchen und den nahen Dörfern, an Fußreisenden, Fuhrleuten, Handelsjuden und dergleichen fehlte es ohnehin nicht. Mittags fuhr eine große vierspännige Chaise an, wie sie seit längerer Zeit unter vornehmen Herrschaften eingeführt waren. Die Chaise enthielt zwei Damen mit einiger weiblicher Dienerschaft; sie mußten wohl von hohem Stande seyn, da mehrere berittene Bediente den Wagen geleiteten; auch wäre es ihnen wahrscheinlich nicht eingefallen, hier zu übernachten,

wenn nicht ein kleiner Schaden, den das Gefährt genommen, sie zu einem unfreiwilligen Aufenthalte genöthigt hätte.

Eben wollte der Wirth die Thore zum Haus und Hofe schließen lassen, denn es war schon gegen Abend, und zu jener Zeit pflegte man noch frühe aufzustehen, und sich bald in's Bette zu machen, so daß nach der Avemaria-Glocke für gewöhnlich nicht mehr viel Gäste zu erwarten waren; da kam noch eine neue Gesellschaft an. Es waren drei Herren in Reiterstiefeln und Kollern. Das Schwert an der Seite, der Schnurrbart auf den Lippen und die Feder auf dem Hute zeigten deutlich genug, daß es Edelleute seyen. Jeder hatte seinen berittenen Diener bei sich. Der Wirth hatte nicht sobald die neuen Ankömmlinge bemerkt, so stand er auch schon unter der Hausthüre.

„Lorenz, Jakob! he, ihr Schlingel! wo steckt ihr schon wieder?“ rief er, „hört ihr denn nicht, daß Fremde gekommen sind?“ Und rasch stieg er nun die wenigen Stufen in den Hofraum hinab, zog in aller Devotion sein Käppchen, und machte seinen ehrerbietigen Kratzfuß. Denn in jenen Zeiten hatte der Bauer und Bürger noch hohen Respekt vor den Edelleuten, die er als aus ganz andrem Teige geknetet betrachtete, denn er selbst war.

„Etwas spät, meine Herrschaften!“ sprach der höfliche Wirth, „etwas spät. Ist schon viel Gesellschaft da; Alles besetzt; müssen vorlieb nehmen.“

„Ei, Du alter Kauz,“ rief lachend der Jüngste von der Gesellschaft, ein schöner Mann mit blondem Krauskopf und freien, fröhlichen Zügen. „Meinst Du, wir seyen deßwegen den reichsstädtischen Spießbürgern durchgegangen, um von Dir nur so kurz abgespeist zu werden? Aber ich glaube wahrhaftig,“ fuhr er mit komischem Pathos fort, „der Mensch da kennt mich nicht mehr, sonst spräche er gewiß aus anderm Tone.“

Der Wirth besah sich den lustigen Herrn etwas genauer; er schien sich jedoch nicht recht besinnen zu können.

„Wie?“ rief der Jüngling, noch munterer werdend, „den kleinen Eduard kennst Du nicht mehr? Und ich habe Dir doch genug Scheiben eingeworfen, wenn der Herr Präceptor uns einmal erlaubte, ein Bischen im Freien auszuschnaufen!“

Jetzt schien dem Gastwirth ein Licht aufzugehen, und sein ohnehin freundliches Gesicht wurde noch viel freundlicher und legte sich in tausend kleine Fältchen. „Was? Junker Eduard?“ rief er. „Nun, das heiß' ich einmal ge-

wachsen! Ja wahrhaftig, Herr Eduard, Euer Gnaden, Herr Baron v. Witzleben wollte ich sagen; ja, ja, Euer Gnaden sind so groß geworden, so stark, so schön; ich hätte Euer Gnaden wahrhaftig nicht mehr erkannt.“

„Nun, Du ehrlicher Bursche,“ sagte der wieder Erkannte, und reichte dem Wirthe zum Willkomm die Hand, die dieser kräftig schüttelte, „nun, müssen wir jetzt noch nur so vorlieb nehmen?“

„Das beste Zimmer,“ erwiederte eifrig der Wirth, „was Küche und Keller vermögen. Euer Gnaden Vater waren ein sehr braver Mann; steht in gutem Andenken. Lieschen! Lieschen!“ rief er jetzt in die Hausthüre hinein, „komm' doch heraus, es sind alte Bekannte da.“

„Laßt das nur,“ sagte Einer der andern beiden Edelleute, ebenfalls ein junger, aber blasser Mann mit schwarzen Haaren und etwas melancholischen Zügen. Er mochte wohl kaum ein paar Jahre mehr zählen, als der v. Witzleben. „Wir brauchen nur das Nöthigste, das wird sich schon Alles finden.“

Der Dritte der Edelleute, ein Mann von ältern Jahren, mit rauhem Bart und sonneverbranntem Gesichte, hatte bis jetzt kein Wort gesprochen, sondern mit seinem Pferde sich zu schaffen gemacht. Jetzt wandte auch er sich gegen

den Wirth, doch dieser schien nicht so freundlich erstaunt, als er ihn erkannte, denn früher bei dem jungen Witzleben.

„Euer Gnaden hier?“ rief er fast erschrocken, „der Herr v. Wellendorf hier? Man sagte ja, Euer Gnaden seyen des Landes verbannt? — Aber was geht das mich an? Sehe ich doch lauter Bekannte und edle Herren! Doch denke ich,“ setzte er nachdenklich hinzu, „die Herren träten besser nicht in die Wirthsstube, sondern nähmen gleich ein eigenes Zimmer.“ Bei diesen Worten wandte er sich an den älteren Herrn, den er als Herrn v. Wellendorf angeredet hatte, und sprach leise: „Die Frau Gräfin v. Würben, wie man sie jetzt nennt, haben uns einen neuen Oberamtmann gegeben, und Seine Gestrengen thun der Frau Gräfin viel zu lieb und führen ein strenges Regiment.“

„Brav, mein guter, ehrlicher Wirth!“ sagte der Angeredete mit so freundlicher Stimme als nur möglich, „Du bist noch immer der Alte. Mag's mit dem besondern Zimmer sein Bewenden haben: doch sey nur ruhig und ohne Sorgen, der alte Wellendorf hat wieder Erlaubniß erhalten, im Lande zu wohnen, ob sie ihm gleich sein Schlößchen Liebenau noch immer vorenthalten. Ich hätte aber wahrhaftig

nicht geglaubt, daß die Leute mich Alle noch kennen."

„Wie?" scherzte der v. Witzleben, „Euer bärbeißiges Gesicht sollte Einer vergessen, der es auch nur einmal gesehen hat?"

„Gerade, wie der Herr Vater," sagte der Wirth, „immer lustig, immer scherzhaft. Herr v. Wellendorf," fuhr er zu diesem gewendet fort, „es freut mich herzlich, daß Euer Gnaden wieder im Lande wohnen wollen. Es ist doch am schönsten in Württemberg."

„Schön?" erwiederte der v. Wellendorf rauh, „schön soll's seyn, wo man Einem sein Hab und Gut stiehlt, weil er einmal ein schlechtes Weibsbild keine ehrliche Frau genannt hat? Nun, wegen der Schönheit bin ich eben nicht wieder in's Land gekommen."

„Wollen Euer Gnaden nicht in's Haus treten?" ermahnte jetzt ängstlich der Wirth. „Es giebt derzeit gar feine Ohren, und im verschlossenen Zimmer spricht sich's weit bequemer."

Die Reisenden folgten dem ehrlichen Wirthe in den zweiten Stock. Ein großes Zimmer ward ihnen angewiesen. Lieschen, des Wirthes flinkes Töchterlein, erschien und bald dampfte ein kräftiges, schmackhaftes Nachtessen vor ihnen, und der dickrothe „Lauer", aus des Wirthes eigenen Weinbergen, der beste Wein weit

und breit, mundete den von der Reise Ermüdeten vortrefflich.

II.

Inwendig war er jämmerlich, nichtsnutzig,
Jedoch von Aussen voller Würdigkeit;
Von der Courage sprach er lang und breit,
Und that sogar recht trutzig und recht stutzig.
H. Heine.

In der Wirthsstube im ersten Stock gieng's etwas bunt zu. Es war ein großes, nicht allzu hohes Zimmer mit sechs oder acht Fenstern gegen den Neckar hinaus, der gerade unter demselben dahinströmte. Für einen Freund schöner Aussichten konnte es keine angenehmere Wirthsstube geben, als diese; allein die Gäste, die da waren, schienen nicht gar viel ästhetischen Geschmack zu haben und sich um die Natur blutwenig zu bekümmern.

Nicht weit vom Ofen, der lang in die Stube hereinragte, wie das bei den alten deutschen Oefen noch immer der Fall ist, und auch jetzt noch in vielen schwäbischen Bauernhäusern gesehen werden kann, saßen ein Paar Juden in

abgeschabenen Röcken. Die weißen Schnappsäcke hatten sie hart neben sich auf die Bank gelegt, damit sie immer ein wachsames Auge auf sie haben könnten und Niemand das mühsam Erworbene stehle. Wenn sie sprachen, so geschah es ganz leise und murmelnd; jedoch schienen sie meist nur auf die Worte der übrigen Gäste zu hören, sey es aus Furchtsamkeit, um nicht die Aufmerksamkeit Anderer zu erregen, sey es aus natürlichem Instinkt, zu horchen und aufzupassen. Nicht weit von ihnen, ganz in der Ofenecke, saß ein alter Geselle mit struppigtem Haare und einem großen Pflaster über dem einen Auge. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und saß ganz stille. Jedermann hätte geglaubt, er schliefe, wenn nicht manchmal ein Griff nach dem großen Kruge, aus dem er sich, wie es schien, Manches zu Gute that, das Gegentheil bewiesen hätte. An einigen andern Tischen saßen Bürger von Lauffen, Fuhrleute und dergleichen Leute, wie es schien gewöhnliche Gäste für den Abend. Auch ihre Unterhaltung, wenn's nicht Essen und Trinken betraf, ward nicht allzu laut geführt, und drehte sich nur um unschuldige Neuigkeiten.

Ganz anders gieng es dagegen an zwei andern Tischen zu. Den Einen davon hatten, wie es schien, lauter Dienstleute adelicher Herr=

schaften besetzt, und auch die Reitknechte und Diener der drei Fremden, die vor Kurzem erst angekommen waren, befanden sich darunter. An dem Andern hatten sich Herren in halb-städtischer, halb-französischer Kleidung aufgepflanzt, so wie sich damals die niedern Angestellten und Beamten trugen. Wahrscheinlich waren sie auch aus der Stadt, wenigstens gaben sie sich ein gar breites Ansehen, und der Wirth begegnete ihnen, wenn nicht freundlich, doch wenigstens höflich aus Furchtsamkeit; denn ein Schreiber vor hundert Jahren machte mehr Ansprüche und ward mehr venerirt, als jetzt der Vorsitzer eines Gerichtshofes. An beiden Tischen gieng's ordentlich laut her, und besonders ward des Weines nicht gespart.

„Noch einen Krug!“ rief Einer der Dienstleute, ein junger, hübscher Bursche, der sich seines gesunden Aussehens bewußt zu seyn schien. „Wir müssen doch unsere Wiederkehr in's Heimathland auch zu feiern wissen. Aber Du sollst ihn mir nicht bringen, alte Wetterhexe,“ schrie er die halb-taube und halb-blinde Dienstmagd an. „Oder ist das schöne Lieschen zu stolz, einem lustigen Burschen, wie mir, einen Wein zu bringen?“

„Und vollends einem alten Bekannten?“ rief herbeispringend das hübsche Wirthstöchterlein,

das so eben in's Zimmer getreten war. „Wo denkt Ihr hin?“ — Rasch erfüllte sie sein Begehr.

„Nun, es ist freilich schon etwas lange her,“ fuhr der junge Bursche fort. „Mögen es doch so ein zehn oder zwölf Jährchen seyn, daß mich die gnädigen Herren mit sich genommen haben, wie sie aus dem Lande zogen oder ziehen mußten. Gar oft bin ich auch als Bube nicht herübergekommen von Liebenau, wenn's nicht gerade war, um meinem jungen gnädigen Herrn, der damals in der Schule hier war, etwas von der gnädigen Frau Mutter zu überbringen. Und damals war das schöne Lieschen noch ein kleiner Kieck-in-die-Welt von sechs oder acht Jährchen. Aber“, setzte er galant hinzu, „es ist recht groß und noch viel schöner geworden, und nicht umsonst sind von jeher die Heilbronnerinnen auf die Lauffener Mädchen neidisch gewesen.“

„Man merkt es doch gleich, wenn Einer auf Reisen gewesen ist,“ meinte das geschmeichelte Lieschen.

„Auf Reisen?“ rief Georg, denn so hieß der junge Bursche des v. Witzleben, „auf Reisen? und was für! Die halbe Welt haben wir gesehen, mein Herr und ich, so jung wir auch sind. Aber schönere Mädel giebt's nirgend als

im Schwabenlande.“ Mit diesen Worten zog er das verschämte Mädchen näher zu sich hin.

„Die Jungfer thut ja schon recht vertraut,“ rief's jetzt giftig vom anderen Tische herüber. — „Man sollte meinen, es sey ein Hochzeitpärchen.“

„Mit Ihm wenigstens,“ rief erröthend das Mädchen, „werde ich in meinem Leben nie Hochzeit machen, Herr Schreiber!“ Rasch entzog sie sich dem Arme des jungen Georg, und eilte ihren Geschäften nach.

Doch der rasche Bursche war über die Unterbrechung vom andern Tische her etwas böse.— „Herr!“ rief er dem Manne zu, den Lieschen den Schreiber genannt hatte, „was geht Ihn das an, was ich thue? Ich glaube, Ihn juckt Sein Fell; da könnt' ich Ihm kratzen!“

Der Schreiber zuckte hämisch mit den Lippen, aber schwieg ganz stille. Er mochte wohl fertiger mit der Zunge als mit den Fäusten seyn.

„Hei!“ rief jetzt ein andrer Bursche dem unwirschen Georg zu. „Du bist ein lustiger Kumpan und hast das Herz auf dem rechten Fleck. Komm' her, stoß' mit mir an; ich bin Dienstknecht bei dem Herrn Grafen v. Werdenheim, wie die Andern da,“ fuhr er fort, auf die übrigen Dienstleute am Tische deutend, „wir ge-

leiten die junge Gräfin, und morgen sind wir wieder in Stuttgart.“

„Glück auf die Reise,“ erwiederte Georg, anstoßend. „Da werden wir wohl morgen eine Zeitlang zusammenreisen, wenn nicht ganz.“

„Nach Stuttgart?“ erscholl wieder die Stimme vom andern Tische, aber dießmal gar höflich und aufmerksam; „Eure Herrschaften scheinen von hohem Stande und nobler Descidenz zu seyn, und sie wollen nach Stuttgart? Wißt Ihr denn nicht, daß der Durchlauchtigste Herr Herzog seine Residence zu Ludwigsburg haben?“

„Der Herzog ist zu Ludwigsburg, die Herzogin aber ist zu Stuttgart,“ war die kurze Antwort.

„Die wahre Herzogin herrscht zu Ludwigsburg,“ rief plötzlich eine Stimme von der Thüre her, die so eben mit Gewalt aufgerissen worden war. „Die wahre Herzogin, die Herzogin en fait, ist die Frau Gräfin von Würben, Excellence. Wer wagt es hier, anders zu sprechen?“

Neugierig und erstaunt wandten sich alle Blicke nach der Thüre. Doch der neue Ankömmling, denn ein solcher war es, ließ sich nicht irre machen. „Wo ist der Wirth?“ rief er mit barscher Stimme; „ist das auch Ordnung und Sitte? Da reite ich hier ein und

frage nach dem besten Gasthof und man weist mich hierher. Ein schöner Gasthof, wo weder ein Hausknecht da ist, Einem das Pferd abzunehmen, noch ein Kellner, Einen höflich zu empfangen! Da schreie und rufe ich schon eine gute Viertelstunde unten und kein Mensch hört mich. Und wißt Ihr, wen Ihr so behandelt? Wißt Ihr, wer ich bin? Aufgepaßt, Herr Wirth! Mein Name ist Edler von Stutenheim und die Stutenheims und die Grävenitz'schen sind von jeher nahe verwandt gewesen. Habt Ihr nun Respect? So geht und trollt Euch; laßt mein Pferd in den Stall führen, das ich einstweilen unten angebunden habe, mir selbst aber gebt ein besonderes Zimmer, denn ich will bedient seyn, wie es sich für Leute meines Ranges und meiner Estime schickt."

Der Wirth trat auf den Edlen von Stutenheim, als welchen der eben Angekommene sich selbst angekündigt hatte, zu, ihn nach Wirth's Art ein bischen musternd.

Der Fremde mochte ein Mann Anfangs der dreißiger Jahre, vielleicht auch noch jünger seyn. Aber sein Gesicht zeigte Spuren, wornach er schon viel gelebt haben mußte. Er war nicht gerade häßlich zu nennen, aber ein Zug von Aufgeblasenheit um das Kinn herum machte einen äußerst widerlichen Eindruck. Die Klei-

dung entsprach den hochtrabenden Worten nicht so ganz; denn sie war nicht bloß einfach, sondern fast ärmlich zu nennen; auch schien sie schon längere Zeit Dienste zu leisten und der Inhaber mochte wohl seine Gründe haben, warum er nicht öfter abwechselte. Diese Bemerkungen, die der gewandte Wirth in der Geschwindigkeit einer Minute machte, schienen eben nicht geeignet, ihm eine vortheilhafte Meinung von seinem neuen Gaste beizubringen.

„Ihr führt hohe Redensarten," sprach er, sich immer weniger von dem Herrn von Stutenheim versprechend, je näher er ihn betrachtete. „Allen Respect vor Euch und den Grävenitz'schen, aber ein besonderes Zimmer könnt Ihr nicht haben. Ist schon Alles besetzt; doch seyd nur ruhig, Ihr sollt doch zufrieden seyn."

„Und wer hat die Zimmer besetzt?" rief der Fremde sich stolz aufrichtend. „Wer müßte dem Cousin des Fräuleins von Grävenitz, der Frau Gräfin von Würben, Excellenz, wollte ich sagen, nicht weichen?"

„Der Kerl spricht so grob wie ein liefländischer Ochs," raunte Georg seinem Nachbar zu; „der meint wohl am Ende gar, mein Herr sey weniger werth als er."

„Es muß ein schöner Schlucker seyn," antwortete dieser, „er hat nicht einmal einen Diener

bei sich und sein Collet scheint so alt zu seyn, wie meiner Großmutter Kinderhaube.“

„Die größten Lumpen sind immer die größten Großthuer,“ gab Georg zur Gegenrede. „Schämt sich nicht einmal, ein Verwandter der Grävenitz zu seyn, sondern thut gar noch breit damit!“

Inzwischen hatte sich der Schreiber dem Herrn von Stutenheim genähert. „Wäre es Euer Edeln nicht gefällig,“ sagte er höflich und einschmeichelnd, „einstweilen an unserm Tische Platz zu nehmen, bis der Wirth Eure Stube besorgt hat? Die Ehre, einen Herrn Verwandten der erlauchtigsten und illustren Frau Gräfin von Würben zu sehen, ist gar zu groß.“ Dabei machte er immer tiefere Bücklinge, als stände er vor der Gräfin selbst. Der Edle von Stutenheim mochte sich durch diese Devotion geschmeichelt fühlen; denn er ließ sich herab, den Stuhl, der ihm dargeboten wurde, anzunehmen. Bald stand Wein und Fleisch vor ihm und er ließ sich's so gut schmecken, als hätte er seit drei Tagen Nichts über die Lippen gebracht.

„Das ist gewiß so ein ausgehungerter Preuße oder Mecklenburger, der zu uns kommt, um sich einmal wieder satt zu essen, und dann nachher zum Dank recht wacker über die dummen Schwaben zu schimpfen,“ flüsterte Georg laut genug, um von seiner nächsten Umgebung ge-

hört zu werden. Gelächter folgte der spitzigen Rede, und die Dienstknechte nahmen davon Veranlassung zu manch' anderm und derberem Witzspiele über den hungrigen, vornehmen Fremden und sein wohl wahrscheinlich eben so ausgehungertes Pferd.

Inzwischen hatte sich der von Stutenheim satt gegessen und manchen Becher Wein hinabgeschlürft. Bald hatte sich zwischen ihm und seinen Tischgenossen ein Gespräch angeknüpft, das nach und nach immer lebhafter zu werden begann.

„Wie ich sage," rief jetzt der von Stutenheim, indem er sich eine gar wichtige Miene zu geben wußte, „ich habe Briefschaften erhalten, manu propria geschriebene Briefe; die Ehe wird aufgelöst, für null und nichtig declarirt, und Frau von Würben, Excellence, wird Herzogin. Es gebührt ihr von Gott und Rechtswegen, denn sie ist eigentlich schon im Stillen mit dem Herzoge getraut und heimlich copulirt. Auf das Wohl der neuen Mariage! Hoch lebe die neue Herzogin." Dabei erhob er sein Glas.

„Die Durchlauchtigste lebe hoch!" schrie der Schreiber mit den Andern am Tische anstoßend, und leerte seinen Becher auf Einen Zug.

Vom Ofen her erscholl ein heiseres Gelächter.

„Wer wagt hier zu lachen?“ rief der von Stutenheim, und ließ seine vom Weine erhitzten Augen stolz im ganzen Zimmer umherrollen. „Noch einmal trinke ich auf das Wohl der sublimen Frau Gräfin von Würben, der künftigen Herzogin von Württemberg, und wer nicht mittrinkt, der ist ein Verräther. Thut mir Alle Bescheid.“

Doch Niemand regte sich ausser dem Schreiber und seinen Tischgenossen. Die Bürger am dritten Tische erhoben sich stille, um sich aus dem Zimmer zu begeben.

„Halt,“ rief der Edelmann, den der Wein und der Lärm immer mehr aufregten; „kein Mensch darf hinaus.“

„Ich lasse Jedermann arretiren,“ setzte der fast trunkene Schreiber hinzu, „wenn er nicht auf die Gesundheit trinkt.“

Da erhob sich der Geselle mit dem Pflaster über dem einen Auge in der Ofenecke. „Wer will Jemand Gewalt anthun, auf eine Gesundheit zu trinken?“ rief er, sich hoch aufrichtend. „Die Juden da sollen's thun, denn für sie schickt es sich am besten, so wie für die Schreiber und Hofschranzen. Aber kein ehrlicher Mann soll dazu gezwungen werden. Juden,“ schrie er diesen zu, indem er näher auf sie zutrat, „thut dem gnädigen Herrn dort Bescheid. Trinkt

auf die Gesundheit der schönen Gräfin; sie soll zwar nicht mehr sehr schön seyn, aber es thut Nichts, ein Jude schwört auf Alles. Frisch! lasset eure Freundin und Gönnerin leben!"

„Ja, Ja," rief Georg lustig, „die Juden sollen trinken. Wie heißt doch das schöne Lied:

Die Juden und die Grävenitz,
Die kennen einander gut;
Der Jud', der schröpft die Bauern recht,
Die Grävenitz schröpft den Jud'.»

Mit dröhnender Stimme ward der Refrain von den übrigen Dienstknechten wiederholt. Die ganze Stube war nun wie in Aufruhr begriffen, und viele der friedlichern Anwesenden wären gerne dem Tumulte entwichen, ehe es, wie vorauszusehen war, zu wirklichen Thätlichkeiten kam; aber der von Stutenheim stellte sich unter die Thüre und zog sein Schwert. Nur den Schreiber ließ er heimlich entschlüpfen, nachdem ihm dieser einige Worte in die Ohren geraunt.

„Es sind Verräther in der Stube," schrie er, „Verräther an der consecrirten Person der Frau Gräfin von Würben, kein Mensch darf sich entfernen."

„Was?" rief jetzt Einer der edelmännischen Dienstleute; „wir sollen uns alle von einem Mecklenburger Zugvogel hudeln lassen, von

einem hergelaufenen Lumpen, der keinen guten Faden auf dem Leibe trägt, und nur zu uns kommt, weil er zu Hause Nichts zu beissen und zu nagen hat?“

Alsbald schlossen sich ihm mehrere Andere an, und sie giengen frisch auf den von Stutenheim, der nur wenige Helfershelfer hatte, los. Doch in diesem Augenblicke ward die Thüre aufgerissen, und eine Anzahl Bewaffneter, den Succurs holenden Schreiber an der Spitze, drang herein.

Der Lärm war nun auf's höchste gestiegen.

„Wo ist der Geselle mit dem Pflaster auf dem Auge,“ rief der Schreiber, durch seine bewaffnete Mannschaft ermuthigt; „derselbe, der die Juden trinken hieß?“

Dieser aber stand in der Reihe der Edelknechte.

„Kein Mensch,“ rief Georg, „soll ihm Etwas anhaben; er steht unter unserer Obhut.“ — Und die Knechte schlossen einen dichten Knäul.

„Vorwärts, Marsch,“ kommandirte der Schreiber, „frisch drauf los, der Bursche ist ein Landesverräther; niedergestoßen, wer sich widersetzt.“

Die städtische Policei mit ihren Hellebarden schien etwas unentschlossen. Doch als sich der von Stutenheim an ihre Spitze stellte, bekam

sie frischen Muth, und sie begann langsam vorzurücken.

Der Bursche mit dem Pflaster hatte sich aber inzwischen an's Fenster gemacht und dasselbe aufgerissen.

„Hei," rief er höhnisch lachend, „so fangt mich doch, Ihr schuftigen Spieße; es ist was Hübsches an mir zu verdienen; so fangt doch den buschigten Peter, wenn's gefällig ist!" Und im Nu war er durch's Fenster verschwunden.

„Ihm nach, ihm nach," schrie der Schreiber aus Leibeskräften. „Ein Preis von tausend Gulden ist auf seinen Kopf gesetzt. Ihm nach!"

Allein die Sache gieng nicht so geschwind; es dauerte mehrere Minuten, bis sich einige der bewaffneten Mannschaft langsam hiezu entschlossen hatten, und auch diese kehrten nach kurzer Zeit unverrichteter Dinge wieder zurück, indem sie es wahrscheinlich für nicht gerathen hielten, in dunkler Nacht Jemanden zu verfolgen, der wohl leicht seine Spießgesellen verborgen haben konnte.

„Die Burschen hier," tobte der Schreiber, dem auf diese Art eine reiche Beute entgangen war, „haben es mit ihm gehabt; sie haben ihn mit Absicht entwischen lassen; sie sind alle Verräther, so gut, wie er." Und leise raunte er dem von Stutenheim in's Ohr: „da könnt

Ihr Euch auf einmal den Dank der Gräfin erwerben, wir wollen sie Alle verhaften."

„Alle," rief dieser, „recht so, Alle, Herrschaften und Dienstleute, denn wie der Diener, so der Herr; sie sind Alle Verräther an der Gräfin von Würben, Excellence. Wer sind die Herrschaften?"

Der Wirth wurde herbeigerufen, aber er war nirgends zu finden.

„Wer meine Herrschaft ist, wollt Ihr wissen," rief kühn Einer der Edelknechte. „Meint Ihr, der Name dürfe nicht offen genannt werden? Ich denke, an der Gräfin von Werdenheim ist mehr Ehre zu gewinnen, als an manch' anderer Gräfin."

„Das ist die Tochter des Grafen Haushofmeisters der Herzogin zu Stuttgart," raunte wieder der Schreiber dem von Stutenheim zu.

„Gut," rief dieser, „sie ist mit im Complotte, sie muß verhaftet werden." Alsbald wurden einige Mann Wache abgesandt, um den Befehl zu vollstrecken.

„Wer sind die andern Edelleute?" rief nun der edle Kämpe mit immer trunkenerer Stimme. „Auch sie müssen dran glauben."

„Hier stehen sie zu Befehl," antwortete der Ritter v. Witzleben, indem er mit seinen Begleitern zur Thüre hereintrat.

„Hurrah! Mein gnädiger Herr!“ schrie jetzt Georg freudig auf. „Sollen wir drein schlagen, gnädiger Herr? Sollen wir sie alle zum Fenster hinaus werfen?“

„Ruhe, Ruhe,“ sprach der blasse Edelmann mit dem melancholischen Blick; und zu dem v. Stutenheim gewandt, fragte er: „wer hat nach uns gefragt?“

„Ich,“ rief dieser unverschämt, indem er seinen Namen nannte.

„Und was wollt Ihr von uns?“ fragte der blasse Edelmann weiter, indem er den ärmlich gekleideten Stutenheim mit kaltem Blicke musterte. Der v. Stutenheim stockte. Er hatte es in der Unverschämtheit noch nicht so weit gebracht, um nicht vor dem Blicke eines in der Wirklichkeit Vornehmen in Verlegenheit zu kommen.

„Eure Diener,“ rief der Schreiber hinter seinen Trabanten, wohin er sich geflüchtet hatte, hervor, „haben einen Verräther entwischen lassen, und haben wohl gemeinschaftliche Sache mit ihm.“

„Ein Diener thut Nichts gegen seines Herrn Befehl,“ setzte der v. Stutenheim hinzu, der jetzt seinen Muth wieder gefunden hatte. „Sind die Diener Verräther, sind's die Herren auch.“

„Ich bin ein Unterthan des Königs von

Preußen," erwiederte der Edelmann kalt und ernst; „mein Name ist Graf v. Trautmannsdorf. Ist vielleicht Jemand geneigt, in mir den König von Preußen zu beschimpfen?"

Inzwischen hatte des Wirths Töchterlein, die ängstlich und leise eingetreten war, dem Georg einige Worte in's Ohr geflüstert, die dieser schnell wieder seinem Herrn mittheilte. Im Augenblick entfernte sich der v. Witzleben mit seinem Diener und wenige Secunden später hörte man einen kurzen Wortwechsel draussen und einige schwere Fälle, wie wenn ein Paar die Treppe herabgeworfen worden wäre. Erhitzt trat der v. Witzleben wieder ein.

„Sind wir denn in eine Räuberhöhle gerathen?" rief er ungestüm. „Ist es in Würtemberg Sitte geworden, edle Damen in der Nachtruhe zu stören und gar noch durch rohe Stadtsergeanten verhaften lassen zu wollen? Wer ein ehrlicher Mann ist, komme hieher."

„Schlagt die Schurken todt," schrie der v. Wellendorf, sein Schwert ziehend. „Zu was das Wortgeplänkel?"

Jetzt wäre es wohl zu einer Schlägerei und vielleicht zu Blutvergießen gekommen, wenn nicht wieder der Graf v. Trautmannsdorf sich in's Mittel gelegt hätte. „Wer wird sich mit

solchem Blute besudeln?“ sagte er verächtlich. „Laßt die Burschen im Frieden ziehen.“

Der v. Stutenheim und der Schreiber fanden es jetzt für's Gerathenste, sich leise und schnell zu entfernen, und bald war das Wirthszimmer von den Hellebarden der städtischen Policei geräumt.

„Ich werde Bericht an Ihre Excellenz, die Frau Gräfin, machen,“ murmelte der Schreiber dem v. Stutenheim im Abgehen zu.

„Die Gräfin soll nächsten Morgen in der Frühe schon von Allem Connaissance haben,“ erwiederte der edle Herr, indem er leise sein Pferd aus dem Stalle zog. „Die Gräfin soll ihre veritabeln Freunde kennen lernen, und ich werde Eurer nicht vergessen.“ — Noch in derselbigen Nacht ritt er gen Ludwigsburg.

„Das war einmal eine tolle Geschichte,“ rief vergnügt der v. Witzleben, „ich bin nur begierig, ob die Tölpel von Stadtsoldaten nicht Arm und Bein gebrochen haben bei der schnellen Reise die Treppe hinab.“

Bald herrschte Ruhe und Stille im Wirthshause zum goldenen Hirsche, als wäre den ganzen Abend kein Wölkchen am Himmel gewesen. Nur in dem Zimmer, das die fremden Damen inne hatten, brannte die ganze Nacht

ein Licht, denn die plötzliche, fast gewaltsame Störung ließ sie kein Auge mehr schließen.

III.

Mein Habe hält kein Zaun umfaßt,
Ich bin mein Wirth und eigner Gast,
Ich bin von Welt und Menschen fern,
Hab' keinen König, keinen Herrn.

v. Zedlitz.

Der Wirth zum goldenen Hirsch in Lauffen mochte wohl an dergleichen Auftritte gewöhnt seyn, denn er war den andern Morgen so bald auf dem Platze, als sonst, und sein Gesicht zeigte dieselbe Heiterkeit, wie immer.

„Die Pferde gefüttert, Hans," rief er dem Hausknechte zu; „die gnädigen Herrschaften wollen bald abreisen."

„Ei, guten Morgen, mein wackerer Wirth," begrüßte ihn der lustige v. Witzleben, ihm fröhlich auf die Achseln klopfend. „Auch schon auf den Beinen nach dem gestrigen Tanze? Nun, eine schöne Wirthschaft habt Ihr hier im Lande, das muß ich sagen!"

„St! St!“ sagte der ehrliche Wirth, das Käppchen ehrfurchtsvoll lüftend. „So ist's halt einmal, gnädiger Herr. Aber das Ding leidet das Schnaufen nicht.“

Das ganze Haus war inzwischen wach geworden. Auch die Damen waren schon auf, und gaben es zu, mit den Herren gemeinschaftlich zu frühstücken. Das Frühstück bestand damals noch nicht, wie jetzt, ausschließlich aus Caffee oder Thee; auch derbere Speisen wurden aufgetischt: Wein, Backwerk und kalte Küche. Der Wirth ließ es an Nichts fehlen. Nach damaliger Sitte ward die Unterhaltung meist von den Herrn geführt, und die Damen mußten sich so zurückgezogen halten, als nur immer möglich. Doch schien für heute ein besonderer Umstand die Strenge der Etiquette in Etwas gemildert zu haben; denn sogar die junge Dame nahm das Wort zuweilen, ohne daß die Aeltere, offenbar eine Art von Ehrendame und Hofmeisterin, ihr deßhalb einen bösen Blick zugeworfen hätte.

Die Kleidung des schönen Geschlechts in damaliger Zeit war für dieses nicht von dem größten Vortheile. Die Reifröcke und Schnürbrüste waren noch an der Tagesordnung. Nur auf Reisen machte man sich's bequemer, und wir haben daher Gelegenheit, die Gestalten der

beiden Damen etwas näher zu beschreiben. Die ältere der Frauen, welche von der Jüngern immer mit „gnädige Tante“ angeredet wurde, mochte wohl eine Fünfzigerin seyn. Das Haar zeigte trotz dem Puder bereits etwas von dem Grau, das blos vom Alter erzeugt wird. Ihr Gesicht hatte im Ganzen nicht viel Merkwürdiges, obgleich Gutmüthigkeit und Milde darin lag. Um so anmuthiger erschien dagegen die jüngere Dame. Es war eine hohe Gestalt mit großen blauen Augen. Das volle, blühende Gesicht, welches von Schminke und Schönpflästerchen nur entstellt worden wäre, der kleine, schelmische Mund, die Grübchen in den Wangen und das Stumpfnäschen, das den Schwäbinnen den Ausdruck naiver Herzlichkeit giebt, das lebendige Mienenspiel, die langen, schwarzen Augenwimpern, die das Feuer der Augen milderten und die neckische Fröhlichkeit urplötzlich in sinniges Schwärmen umzuwandeln vermochten, die langen hellbraunen Haare, die in ihrer natürlichen Schönheit prangten, ließen in ihr eines der schönsten Frauenbilder jener Zeit erkennen. Der schwellende Busen, die herrliche, üppig schlanke Gestalt stimmten vollkommen mit dem Uebrigen zusammen, und man wußte nicht, war sie schöner, wenn sie die Augen niederschlug, oder wenn bei'm Lä-

cheln die weißesten Zähne sich zeigten, und jene Grübchen in Kinn und Wangen erschienen, die mit Recht zu den sieben Schönheiten gerechnet werden.

„Wir können Euch nicht genug danken," sagte Julie v. Werdenheim, sich verbindlich gegen den v. Witzleben neigend; „Euer Ritterdienst hat uns aus einer äußerst unangenehmen Lage befreit."

„Das kommt daher," meinte nicht ohne einigen Vorwurf im Ton die ältere Dame, „wenn Damen allein ohne Cavalier-Begleitung reisen; was hätten wir nun angefangen, wenn sie uns hier verhaftet hätten, so wenig auch ein Grund dazu vorhanden war. Welcher Affront! Allein meine Julie ist immer zu muthig, zu courageuse."

„Und meine gnädige Tante ist immer zu ängstlich," erwiederte Julie.

„Es sind nicht immer alsobald hülfebringende Ritter zur Seite," sagte die Tante, „und alle unsere männliche Dienerschaft hätte uns Nichts geholfen."

„Ihr nehmet die Sache zu ernsthaft," versicherte der v. Witzleben. „Ich weiß zwar nicht, ob ich mich nicht freuen soll, daß die Sache so gieng, wie sie gieng; denn wer weiß, ob ich sonst wohl jemals das Glück gehabt hätte, die

schönen Damen kennen zu lernen; allein ich glaube doch nicht, daß die Burschen es gewagt haben würden, die Frechheit weiter zu treiben, als sie es schon gethan haben."

„O, Ihr seyd fremd," sagte Julie, „Ihr wißt nicht, was man Alles bei uns thun darf, wenn's die Gräfin v. Würben betrifft."

„Ich hoffe, Euer Herr Vater wird wegen der Beleidigung, welche man Euch anthun wollte, bei dem Herzog Klage führen," warf der Graf v. Trautmannsdorf ein. „Seine Durchlaucht kann doch nicht dulden, daß die Edelsten seiner Unterthanen im eigenen Lande mißhandelt werden."

„Klage führen?" rief jetzt der meist schweigsame v. Wellendorf unmuthig; „klagt lieber bei'm Teufel, als in des Teufels Küche. Der Herzog thut nur, was die Grävenitz will, und wir müssen noch froh seyn, wenn man uns Nichts anhat, weil wir den Gewaltthätigen zu widerstehen wagten."

„Die Stellung meines Vaters," erwiederte das jüngere Fräulein, „sein Aufenthalt am Hofe der Herzogin wird wohl jede Klage vergeblich machen."

„Fast vergaß ich, Euch zu sagen," fuhr der v. Trautmannsdorf fort, „daß wir Empfehlungsbriefe an Euern Herrn Vater haben."

„Die schöne Comtesse v. Werdenheim," setzte

der v. Witzleben eifrig hinzu, „wird sich unsere Aufwartung gefallen lassen müssen.“

„Es wird meinen Herrn Schwager gewiß sehr freuen,“ erwiederte in Juliens Namen die ältere Dame, „die Herren Cavaliere bei sich bewillkommnen zu dürfen.“

Der Wirth trat nun herein, um zu melden, daß Alles zur Abfahrt bereit sey.

„Werdet Ihr uns vielleicht erlauben, schöne Gräfin,“ fragte der v. Witzleben, sein Auge fest auf Julien ruhen lassend, „Euern Wagen zu geleiten? Diese Augen,“ setzte er leise für sich hinzu, „haben eine Anziehungskraft, daß ich mich nach ihnen richten muß, wie die Blumen nach der Sonne.“

„Ihr habt Euch ein Recht auf den Schutz wehrloser Damen erworben,“ antwortete niedergeschlagenen Blicks und erröthend Julie.

Die Gesellschaft brach nun auf, nachdem die schöne junge Gräfin des Wirths Töchterlein für ihre Dienstfertigkeit mit einem Ringe beschenkt hatte. Lange noch schaute der Wirth zum goldenen Hirsch mit abgezogenem Zipfelkäppchen den vornehmen Herrschaften nach, die sein Haus mit ihrer Einkehr beehrt hatten; denn solche Leute waren nicht alle Tage bei ihm zu treffen. Auch sein schmuckes Töchterlein schaute ihnen nach, und fast schien es, als

ob ihr liebliches Auge ein bischen getrübt wäre. Doch um so frischer war das Roth ihrer Lippen, denen der rasche Georg vor seinem Abschied noch einen Kuß geraubt hatte. Der lange, trübe Blick galt wohl mehr dem fröhlichen Diener, als den vornehmen Damen im vierspännigen Wagen.

* * *

Der Weg von Lauffen nach Ludwigsburg ist einer der unebensten im Lande Schwaben. Es scheint fast, man habe es früher bei Anlegung der Straßen darauf abgesehen gehabt, die meisten Hügel aufzusuchen, damit die armen Dorfbewohner doch auch durch Vorspann etwas verdienen möchten. Die Reise gieng daher etwas langsam von Statten, jedoch ohne ein Hinderniß. Die Herren ritten schweigend oder in leisem Gespräche, sich über die damaligen Verhältnisse Württembergs unterhaltend, voran. Doch schienen dem jungen Witzleben dergleichen ernste Gespräche nicht ganz zuzusagen; denn gar oft, absonderlich wenn wieder ein Berg das Fahren im Schritt nothwendig machte, lenkte er sein Pferd neben den Reisewagen der Damen hin und plauderte mit ihnen. Das muntere Gelächter zeigte, daß er schon ziemlich bekannt mit ihnen geworden war.

Zwischen Bietigheim und Ludwigsburg stand

damals, ungefähr in der Mitte des Wegs, ein einsames Haus, das von Fuhrleuten und sonstigen Reisenden vielfach besucht war. Es war ein Wirthshaus, gewöhnlich nur das Weghaus „zur hohen Stange“ genannt, in der Nähe des jetzigen Chausseehauses. Ueber die Bedeutung der „hohen Stange“ habe ich nie etwas Näheres erfahren können, als daß ehemals eine solche hier gestanden hatte, vielleicht zur Richtschnur für Reisende. Fuhrleute fanden hier billige Zehrung, und Reisende, besonders solche, die das Auge der Polizei zu scheuen hatten, waren da keinerlei Art von Nachforschung ausgesetzt. Das Haus stand auf einer Anhöhe und konnte schon von der Ferne gesehen werden. So kam es denn, daß unsere Reisenden, als sie in die Nähe kamen, alsbald auch einige Männer bemerkten, die in der Nähe desselben mitten auf der Straße zu Pferde hielten. Sie waren völlig bewaffnet und nach Art der damaligen Edelknechte ausgestattet. Einer trug eine Feder auf dem breitgekrämpten Hute und schien der Anführer zu seyn. Unsere Reisenden sandten daher einen ihrer Diener voraus, um zu erforschen, was die Sache bedeuten sollte; denn das Weghaus war dafür bekannt, daß gar oft Abenteurer aller Art sich dort aufhielten, und die damalige Zeit

war nicht dafür geeignet, den Wegelagerern das Handwerk zu legen. Alsbald kehrte der Diener zurück, und mit ihm einer der Reiter; es war der, welcher sich durch eine Feder auf dem Hute auszeichnete.

Es war ein starker Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein rothbraunes Gesicht schien anzudeuten, daß er viel Zeit seines Lebens unter freiem Himmel zugebracht habe. Besonders zeichnete er sich durch ein struppigtes, starkes Bart- und Haupthaar aus, das ihm wild und ungeordnet in's Gesicht hieng.

„Dich gelüstet's wohl nach unserm Hab und Gut," rief der v. Wellendorf, rasch voransprengend.

„Da würde ich nicht allein zu Euch hergeritten seyn," war die trockene Antwort. „Wie wäre es aber, wenn's andre Leute nach Eurem Fleisch und Bein gelüstete, Herr Ritter v. Wellendorf?"

„Du kennst mich?" rief dieser verwundert.

„Mich soll Gott verdammen," flüsterte Georg einem seiner Cameraden halblaut zu, „wenn ich den Burschen nicht schon gesehen habe. Ja wahrhaftig! Ist das nicht der Kerl mit dem großen Pflaster über dem linken Auge? Derselbe, der nicht auf die Gesundheit der Grävenitz trinken wollte?"

„Und was wollt Ihr?“ fragte jetzt der Graf v. Trautmannsdorf; „macht's kurz und geht Eurer Wege.“

„Nun, höflich seyd Ihr eben nicht für einen hochgebildeten Grafen, absonderlich nicht gegen Einen, der Euch einen Dienst erzeigen will,“ sagte ruhig und in demselben trockenen Tone, wie früher, der Mann mit der Feder auf dem Hute. „Was meint Ihr wohl, was Eurer warte, wenn Ihr zu Ludwigsburg einreiten wollt?“

„Der Bursche spricht, als ob er mit unsern Verhältnissen näher bekannt sey, als mir lieb wäre,“ sagte Trautmannsdorf zu dem v. Witzleben auf französisch; denn dieser Sprache bediente man sich damals, wie jetzt, gewöhnlich, sobald man dem Gesinde oder niederern Personen nicht verständlich seyn wollte. Ueberdieß war die Kenntniß dieser Sprache für jeden Edelmann im deutschen Reiche ein unerläßliches Bedürfniß, da an den meisten Höfen blos französisch gesprochen wurde. Allein der Reiter mit der Feder schien dieser Sprache auch nicht unkundig zu seyn.

„Daß ich Euch kenne,“ sagte er, den Mund und das rauhe Gesicht etwas zum Lächeln zwingend, „wißt Ihr wohl längst, und so Ihr jeder besonders noch von mir genannt seyn

wollt, so kann ich damit aufwarten. Doch ich will's kurz machen. Ich bin kein Freund der Grävenitz“ — und bei diesen Worten verzog sich sein Gesicht zu einem bittern Lachen — „Ihr seyd es wohl auch nicht, wie ich in Lauffen schon bemerkt habe; denn wie die Diener schwatzen, so denken die Herrn. Die Grävenitz ist wegen des Gestrigen ein wenig erbittert und möchte Euch gerne auf den Hals; noch mehr aber den Frauen dort, die aus verschiedenen Gründen nicht gut bei ihr angeschrieben sind; darum geleitet die Frauen auf anderem Wege gen Stuttgart, und so Ihr je nach Ludwigsburg wollt oder müßt, so ist der Weg von Stuttgart her nicht allzuweit, um heute noch hinzukommen. Wenn Ihr jetzt zum Heilbronner Thor einpassirt, stehen schon Wachen bereit, Euch zu empfangen, und wie Ihr dann wieder loskommt, mögt Ihr sehen; kommt Ihr von Stuttgart aus nach Ludwigsburg, so werdet Ihr Euch schon zu helfen wissen.“

Die Edelleute beriethen sich unter einander, und was der Geselle ihnen anvertraut hatte, schien nicht so gar unwahrscheinlich zu seyn. Sein Rath ward gutgeheißen. Der Geselle mit der Feder erbot sich zum Führer.

„Wenn Du uns in einen Hinterhalt lockst, so steche ich Dich nieder, so wahr mir Gott

helfe," raunte der v. Wellendorf dem Burschen zu.

„Thut, was Ihr nicht lassen könnt," war die kurz angebundene Antwort.

Die Damen wurden jetzt von dem Vorfall benachrichtigt, und schnell gieng's auf Nebenwegen über Heutingsheim nach Cannstadt, indem man Ludwigsburg rechts liegen ließ. Die Reise gieng ganz schweigsam von Statten, Der mit der Feder immer voran.

„Du scheinst mit den Nebenwegen hier herum ziemlich gut bekannt zu seyn," sagte der v. Witzleben zu ihm, indem er sein Pferd an seine Seite hinlenkte.

„Es ist nicht allezeit gut und rathsam, auf der breiten Straße zu ziehen," war die kurze Gegenrede.

„Woher wußtest Du, daß uns in Ludwigsburg Gefahr drohe?" fragte der v. Witzleben weiter.

„Was man selbst gehört und gesehen hat, ist gleich erfahren," antwortete der haarbuschigte Geselle.

„Warum leistest Du uns aber diesen Dienst?" wollte jetzt der v. Witzleben wissen.

„Und wenn ich's nun aus Freundschaft thäte?" erwiederte der Andere.

„Ich will keine Freundschaft von einem Unbekannten.“

„Ey, wenn's nicht aus Freundschaft für Euch geschieht, so kann's aus Haß geschehen gegen Jemand Anders.“

Sie waren jetzt in die Nähe von Cannstadt gelangt und wieder auf breiter geebneter Straße. Da wandte der Führer plötzlich sein Pferd und ritt zu der Gesellschaft hinter sich zurück.

„Nun seyd Ihr sicher,“ sagte er, „gehabt Euch wohl, edle Frauen und Herren. Wenn man Euch fragt, wer Euch geführt habe,“ fügte er mit jenem bittern Lächeln hinzu, das so oft seine Züge entstellte, „so sagt nur, der buschigte Peter sey's gewesen.“

Mit diesen Worten neigte er sich tief zum Abschiedsgruße, jedoch ohne den Hut zu lüpfen, und sprengte querfeldein, einem nahen Wäldchen zu. Bald war er ihrem Auge entschwunden.

„An dem Burschen ist mehr, als er seyn will,“ sagte der Graf v. Trautmannsdorf, den Kopf schüttelnd; „er ritt fort, ohne auch nur eine Belohnung anzunehmen!“

Ohne Gefährde kamen die Reisenden in Stuttgart an, und noch an demselbigen Abend ritten die Herrn nach Ludwigsburg, ohne daß ihnen etwas Weiteres begegnet wäre.

IV.

Er bracht' mich in ein Riesenschloß,
Wo schwüler Zauberduft und Lichterschimmer,
Und bunte Menschenmenge sich ergoß.

H. Heine.

Ludwigsburg war damals erst ganz neu erstanden.

Kaum drei Stunden von Stuttgart entfernt lag in einer weiten Ebene auf der längs dem linken Neckarufer sich hinziehenden Höhe, meist von dichter Waldung umgeben, ein einem benachbarten Kloster gehöriger Hof, der Erlachhof genannt. Hier pflegte der kriegerische Eberhard Ludwig, seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts Herzog zu Württemberg, oftmals zu jagen, und er hatte sich deßhalb mehrere Zimmer einrichten lassen. Noch im Jahr 1704 stand der Hof; allein der Ort gefiel dem Herzoge so wohl, daß er ein kleines Jagdschloß daselbst erbauen zu lassen beschloß. Das Schlößlein erhielt den Namen Louisbourg und mehrere Anlagen wurden um dasselbe angelegt. Wenige Jahre später sollten Schloß und Anlagen vergrößert werden, und bald entschloß sich der Herzog, hier eine neue Stadt anzulegen.

Das Schloß ward nun fast ganz neu aufgeführt, so wie es jetzt steht, einer der herrlichsten und größten Königspaläste in Deutschland, wenn nicht in Europa. Die innere Einrichtung war nicht minder kostbar als die äußere Ausstattung. Viele Maler und Bildhauer wurden angestellt, um es würdig einzurichten, und der Schmuck der schönen Tapeten und großen Wandspiegel, so wie die angekauften Gemälde waren viele Millionen werth. Die Anlagen wurden ringsumher großartig erweitert, und man konnte bald nichts Herrlicheres sehen, als das neue Schloß des Herzogs Eberhard Ludwig.

Mit der Stadt wollte es Anfangs nicht recht gehen. Als aber der Herzog sich entschloß, seine Residenz nach Ludwigsburg zu verlegen, und diese zur dritten Residenzstadt Württembergs zu erheben, da erstanden die Häuser wie durch Zauberschlag. Jede Stadt uud jedes Amt des Landes mußte auf Befehl des Herzogs ein Haus dort bauen, und der Herzog verschenkte dieselben an seine Hofleute und Räthe. Jeder aber, der nach Ludwigsburg zog, um sich daselbst anzubauen und anzusiedeln, erhielt den Bauplatz unentgeldlich und noch dazu die nöthigen Baumaterialien. Auch war er mit allen seinen Gütern von allen Lasten frei auf zwanzig Jahre. Alle höheren Collegien wurden

ohnehin in die neue Residenz verlegt, und Jeder, der ein Amt bei Hofe hatte, baute sich daselbst an. So entstand Ludwigsburg mit seinen herrlichen Palästen, mit seinen breiten schönen Straßen, mit seinen großen freien Plätzen, unstreitig die schönstgebaute Stadt Württembergs.

Der Hof Eberhard Ludwigs war einer der glänzendsten, wenn nicht der glänzendste in Deutschland. An keinem Hofe gab es mehr Hofämter, als an dem zu Ludwigsburg. Es wimmelte von Edelleuten und Abentheurern, die hier ihr Vergnügen, hier ihr Glück suchten. Ludwigsburg war die belebteste Stadt im Lande. — Jetzt freilich stehen die Straßen öde und leer, und wenn ein Reiter über das Pflaster galoppirt oder ein Wagen unter dem Hause vorbeifährt, so springt Alles an's Fenster, um doch einmal etwas Abwechselndes zu sehen und zu hören. Die paar Soldaten, die sich in den breiten Straßen auf- und abbewegen, verlieren sich in denselben, wie ein paar Blumen in einem Grasgarten. Die Häuser sind zum Theil fast unbewohnt und wo eine ganze Familie Platz hätte, sieht höchstens ein langweiliges, einsames Haupt zum Fenster heraus. Ludwigsburg ist jetzt eine der verlassensten Städte des Landes und sieht einem Kirchhofe ähnlicher, als einer

blühenden, Gewerb- und Menschen-reichen Gemeinde. —

Unsere Reisende, die in einem Gasthofe abgestiegen waren, wurden bald aus dem Schlafe geweckt; denn schon am frühen Morgen war ein geschäftiges Treiben in der Stadt. Wachen zogen auf, Reiter durchflogen die Straßen, Carossen rasselten einher, und die Zahl der Fußgänger, die theils langsam dahinschlenderten, als ob sie nicht wüßten, was mit der Zeit anzufangen wäre, theils so eilig sich fortbewegten, als ob eine Minute Verzug großen Verlust brächte, war nicht zu zählen. Weiß man ja, wie es in einer Stadt zugeht, die alle ihre Bedürfnisse des Lebens von aussen her beziehen muß! Und Ludwigsburg ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, die gar kein Territorium, gar keine Markung besitzt, als die Gärten und breiten Alleen innerhalb ihrer weiten Ringmauern.

„Langweilig scheint's eben nicht hier zu seyn," meinte der v. Witzleben, indem er das Fenster öffnete. „Geschmack scheint der Herzog auch zu haben, das muß man gestehen," setzte er hinzu, indem er das gegenüberliegende Schloß, selbst einer kleinen Stadt ähnlich, betrachtete.

„Geschmack?" sagte der v. Wellendorf; „ein schöner Geschmack, auf anderer Leute Kosten

zu bauen und groß zu thun! An ganz Ludwigsburg ist nicht Ein Haus, nicht Ein Stein rechtmäßig erworben."

„Ich glaube, Ihr wollt in ein Kloster gehen," sagte der v. Witzleben mit gemüthlichem Spotte, „Ihr schwatzt ja wie ein Betbruder. Oder geht Euch Euer schönes Schloß, das man Euch entrissen, so zu Herzen? Ich dächte, da hätten wir alle drei gleich viel zu klagen."

„Sind wir denn bloß deßwegen hier, um unsere verlorenen Güter wieder anzusprechen?" fragte nun der v. Trautmannsdorf. „Es giebt Dinge, die mehr werth sind, als Geld und Gut, und die lassen sich nicht so leicht wieder erstatten."

„Liebe Freunde," antwortete der v. Witzleben; „Ihr habt Eure Weise, laßt mir die meinige. Glaubt Ihr, ich hätte nicht minder Gefühl für das Unglück meines Vaterlandes, als Ihr? Meint Ihr, ich dächte nicht eben so über das Unrecht, das man uns und noch vielen Andern angethan hat, wie Ihr? Aber dem Herzog deute ich's nicht übel, daß er Pracht liebt und Freude. Der Herzog ist ein alter Kriegsmann, ein tapferer Held, der das Leben im Felde kennen gelernt hat. Soll denn der alte Feldmarschall wie ein Karthäuser still liegen in seiner Zelle, und Sonne und Mond walten lassen und

an Nichts denken, als wie er wieder ein paar Pfennige erspare? Ein Kriegsheld kann nicht wie ein Knicker leben, und ein Fürst muß fürstlich residiren. Was liegt auch daran, ob jährlich ein paar tausend Gulden mehr daraufgehen? Dafür hat Württemberg den Ruhm, einen Feldherrn zum Fürsten zu haben, von dem man auch noch sprechen wird, wenn die andern Fürsten mit ihren Sparhäfen längst vergessen sind. Wer allein die Schuld hat, das ist die Grävenitz, und die hat wohl, so Gott will, am längsten hier gehaust."

„Wir müssen behutsam zu Werke gehen, so hat mir mein Königlicher Gönner anbefohlen," sagte nach einer Pause der Graf v. Trautmannsdorf; „ich erwarte stündlich die Erlaubniß, dem Herzoge aufwarten zu dürfen."

Es schien, sein Wunsch sollte bald erfüllt werden; denn kaum hatte er ausgesprochen, so ward ein Herzoglicher Kammerherr gemeldet. Und nicht lange darauf trat ein anderer Kammerherr ein, und der letzte kam von der Gräfin von Würben.

Die drei Edelleute sprachen nun noch lange insgeheim mit einander bei verschlossenen Thüren, bis die Stunde schlug, in der die Audienz stattfinden sollte. Zwei Wagen hielten zu der bestimmten Zeit vor der Thüre, und in den

Einen stieg der Graf v. Trautmannsdorf, in den Andern der v. Witzleben. Dieser hatte sich in seine prächtigsten Kleider geworfen, so wie es die Hofetiquette erforderte; denn auf die letztere hielt die Gräfin v. Würben sehr viel. Zuvor aber, ehe sie abfuhren, trugen mehrere Diener bedeckte Körbe in's Schloß, und dieselben enthielten werthvolle Geschenke. Sie waren für die Gräfin v. Würben bestimmt.

V.

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Miethlakaien springen von den Tritten,
Ihm — — — — — — — —
Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
Schiller.

Es war etliche und zwanzig Jahre vor dem Beginn dieser Erzählung, da kam ein junges Fräulein nach Stuttgart, die Schwester eines Hauptmanns in herzoglichen Diensten. Der Hauptmann war sehr arm, seine ganze Familie war sehr arm, aber er war gewandt und höflich und wußte sich des Herzogs Gunst zu erwerben.

Da ließ er seine schöne Schwester aus Mecklenburg, woselbst seine Heimath war, nach Württemberg kommen, ob sie vielleicht in Stuttgart ihr Glück mache.

Sie war ein schönes Mädchen; sie war noch mehr als dieses; ihr üppiger Wuchs, ihr feuriges Auge war das eines Weibes, und immer hat für lüsterne Männer ein Weib mehr Reiz, als eine schüchterne, unschuldige Jungfrau. Wer das schöne Fräulein sah, begehrte nach ihrem Besitze. Das Fräulein lebte einige Zeit zurückgezogen und unbescholten zu Stuttgart. Da meinten Einige, es sey an der Zeit, dem Herzoge anderweitige Beschäftigung zu geben, ehe denn es ihm einfallen würde, Land und Leute selbst regieren zu wollen. Und eine kluge Gräfin borgte dem armen Fräulein, das kaum hatte, womit in Privatgesellschaften zu erscheinen, — fürnehme Kleider und Precioſen, daß sie bei Hof eingeführt werden konnte. Und der Herzog sah sie und der sinnliche Krieger entbrannte für sie. Das Fräulein aber war spröde und kalt. Gefielen ihr Andere besser, oder war sie tugendhaft und ehrbar? Man wußte es nicht. Doch der Herzog ward immer lüsterner und seine Leidenschaft gehorchte keinem Zügel mehr. Nicht Zeit sparte er, nicht Mühe, nicht Geld. Und für schwere Summen ließ er das

arme Fräulein und ihren Bruder in den Reichsgrafenstand erhöhen, und wenn auch das Fräulein spröde gewesen, — die Gräfin ward sein. Und er zog gen Urach auf sein schönes Schloß, im Weinmonat 1707, und dort ließ er sich trauen mit der reizenden Gräfin, und ein Befehl ergieng in's ganze Land, daß seine Ehe mit der rechtmäßigen Gemahlin null und nichtig, die Gräfin von Urach aber seine eigentliche Gattin sey. Doch die Freunde der rechtmäßigen Herzogin ruhten nicht und viele Hebel wurden in Bewegung gesetzt und der Kaiser befahl seinem herzoglichen Unterthan, die Gräfin von sich zu thun. Der Herzog gehorchte, er versöhnte sich mit der rechtmäßigen Herzogin, aber die Versöhnung war bloß Schein. „Er liebte die Gräfin mehr als sich selbst," so sind seine eigenen Worte, „und ihre Entfernung schmerzte ihn ärger, als wenn man ihm die Seele aus dem Leibe gerissen hätte." Die Gräfin war in die Schweiz gereist, und der Herzog eilte ihr nach wenigen Wochen nach. An den schönen Ufern des Genfer See's lebten sie zusammen als Treuliebende. Die Kunde davon erscholl alsbald im ganzen Lande Württemberg, und was man befürchtet hatte, ward bald zur Wirklichkeit. Der Herzog kehrte wieder, aber nicht allein; mit ihm kam die einstens verstoßene

Gräfin. Und die schöne Gräfin war jetzt wirkliche Gräfin geworden: denn ein Graf hielt seinen gräflichen Namen für geringer als 10,000 fl. jährlicher Einkünfte. Und der Käufliche borgte ihr seinen Namen vor dem Altar und erhielt dafür neben dem Gelde den Titel eines Landhofmarschalls von Württemberg. Dafür mußte er versprechen, im Auslande zu leben und seine angetraute Gattin nie zu berühren.

Von nun an residirte die Gräfin im Schlosse des Herzogs, und ward die Herrin des ganzen Landes, und fast auch die Eigenthümerin alles beweglichen Eigenthums darinnen. Diese Frau ward in der Taufe Christiane Wilhelmine v. Grävenitz genannt; nunmehr aber hieß sie die Gräfin v. Würben; und der Elende, der um Geld seinen Namen entwürdigte und jene schmachvolle Scheinehe mit des Herzogs Mätresse eingieng, hieß Ferdinand Graf v. Würben und Freudenthal.

Die Gräfin saß in ihrem Audienzsaal, als der v. Witzleben gemeldet wurde. Sie mochte wohl in der Mitte der vierziger Jahre seyn. Schön war sie nicht mehr zu nennen, aber doch hatte sie Etwas an sich, das einen lüsternen Mann anziehen mußte. Ihr Haar war nach der Sitte der damaligen Zeit nach hinten

gekämmt und stark gepudert, ein Schnürleib preßte sie zusammen, aber trotz alles Schnürens zeigte sich einige etwas in's Ueberflüssige gehende Fülle des Körpers. Der Reif-Rock mochte in seinen untern Parthien wohl 18 Ellen im Umfang haben und ward mit Fischbein auseinandergehalten. Hohe Stelzenschuhe klapperten an den Füßen. Oben war das Kleid weit ausgeschnitten, und der größte Theil des vollen Busens lag fast offen da, denn der kurze runde Kragen, den sie trug und den man bezeichnend genug Venez-y-voir nannte, verrieth mehr, als er versteckte. Im Einklang mit den zur Schau gelegten Reizen, die nur Sinnliche verlocken mochten, glänzten die Augen in jenem buhlerischen Feuer, das bei denen, die schon viel genossen, immer in einer matten Flüssigkeit zu verschwimmen droht. Aber sie waren röthlich geworden durch die viele Schminke, womit die Gräfin täglich ihre Haut zu belegen gewohnt war. Die Finger und Arme waren mit Bändern und Ringen reich geschmückt. Nachlässig lehnte sie auf einem hohen, gepolsterten Stuhle, der einem Thronsessel nicht unähnlich sah, und nur halb erhob sie sich, als der v. Witzleben eintrat. Er ward zum Handkuß vorgelassen und auch die übrigen Begrüßungsformeln wurden nach der strengsten Etiquette abgemessen.

„Ihr suchtet eine Audienz bei unserm allergnädigsten Herzoge?“ begann die Gräfin das Gespräch, indem sie den Ritter mit festem, fast zu festem Auge betrachtete. „Seine Durchlaucht haben mit mir getheilt und so war nur Eurem Freunde dem Grafen Trautmannsdorf die Ehre, dem Herzoge aufwarten zu dürfen.“

„Ich fühle mich so glücklich,“ erwiederte der v. Witzleben, „Ew. Excellenz meine Ehrerbietung erweisen zu können, daß ich nach keiner höhern Ehre trachte. Wer sollte, wenn er Württembergs Boden betritt, nicht wünschen, Die von Angesicht zu Angesicht zu sehen, von deren Macht, Reichthum, Schönheit und Weisheit im Auslande fast noch mehr die Rede ist, als im Inlande?“

„Ihr seyd ein Württemberger, sagte man mir,“ antwortete die Gräfin geschmeichelt; „Eurer feinen Sprache nach, die Ihr redet,“ — die ganze Unterhaltung wurde nämlich nach der damaligen Sitte auf französisch geführt — „sollte man meinen, einen Franzosen vor sich zu sehen. — Ihr sucht Dienste am herzoglichen Hofe?“ setzte sie nach einer Weile verbindlich hinzu. „Bei dem Empfehlungsbriefe, den Ihr im Gesichte tragt, kann Euch die Erfüllung Eurer Wünsche nicht schwer werden.“ Und da-

bei blickte sie ihn mit einem Ausdruck an, der die Erfüllung alsbald nach der Bitte zusagte.

„Eure Excellenz haben zu viel Gnade für mich,“ sagte der v. Witzleben ausweichend, „aber wolltet Ihr meinen Begleitern und mir erlauben, an dem fürstlichsten Hofe von ganz Deutschland zu leben, so würden wir für solche Gnade nicht genug danken können.“

„Ihr seyd stolz, Herr Ritter v. Witzleben,“ meinte nun die Gräfin fast piquirt. „Ihr wollt wohl den Hof des Herzogs bloß durch Eure Gegenwart verschönern, und hiefür,“ setzte sie fast spöttisch hinzu, „sind wir Euch allerdings viel Dank schuldig.“ Ihre Gedanken schienen nun auf einmal eine andere Richtung zu bekommen und urplötzlich in schroffen Ernst übergehend, fragte sie den Ritter streng: „man sagte mir, es sey Euch und Euren Begleitern einiges Unangenehme auf der Reise hierher begegnet? — Ihr seyd verwirrt? Doch ich habe mich falsch ausgedrückt; wie konnte ich sagen Unangenehmes? Einem ächten Ritter, wie Ihr seyd, muß es ja die höchste und freudigste Pflicht seyn, unbeschützte Fräulein ungefährdet nach Hause zu bringen, und“ — setzte sie giftig hinzu, „Männer aus den Händen der Gerechtigkeit zu befreien, die sich gegen den Herzog und die Regierung vergangen haben.“

Der v. Witzleben war anfangs durch die plötzliche Wendung des Gesprächs etwas in Verlegenheit gekommen, aber bald faßte er sich. „Man hat Eure Excellenz,“ sagte er, „von einem Vorfalle unterrichtet, der allerdings noch ein angenehmeres Ende hatte, als sein Anfang versprach. Aber Euer Excellenz scheinen von einer Seite her benachrichtigt zu seyn, die wohl eine Freude daran hat, auch das Unschuldigste zu verdrehen. Vielleicht erlaubt mir die hohe Gräfin, den Hergang der Wahrheit getreu zu erzählen.“

Der Ritter erzählte nun und erzählte gut; die Augen der Gräfin ruhten immer aufmerksamer auf seinen Zügen, die durch das Feuer der Rede mehr und mehr belebt wurden; überdem war der Ritter ein sehr schöner Mann. Von der Gräfin v. Werdenheim sprach er fast Nichts oder Wenig. Den Mann mit dem Pflaster über dem Aug’ schilderte er als einen ihnen Allen völlig Unbekannten, und den Umstand, daß sie auf der Reise nach Stuttgart Nebenwege eingeschlagen hatten, wußte er mit einer Grille seiner Gefährten zu entschuldigen.

„Ihr erzählt gut, Herr Ritter,“ sagte die Gräfin, als er zu Ende war. „Eure Reisen im Auslande müssen Euch viel Stoff zur Unterhaltung gewähren. Ich wäre wohl begierig,

einmal Etwas über Paris zu erfahren und wie es am Hofe des großen Ludwig zugeht.“

„Erlauben mir Euer Excellenz, Euch eine Probe von dem neuesten Pariser Geschmacke zu Füßen zu legen?“ sprach der v. Witzleben, indem er sich der Gräfin näherte und ihr knieend ein schön gearbeitetes Kästchen überreichte.

Die Gräfin öffnete begierigen Auges, und ihre Züge erheiterten sich zusehends und ihr Blick haftete voll Entzücken auf dem Geschmeide, das ihr aus dem Kästchen entgegenblitzte.

„Wir sind Euch,“ sagte sie mit einem gnädigen, fast zärtlichen Blick auf den Ritter, „Wir sind Euch von heute Morgen her schon Dank schuldig. Ihr überhäuft Uns in der That mit Euren Geschenken.“ Und wiederum hafteten ihre Augen auf den in Gold gefaßten Edelsteinen, und sie schien diese immer mehr lieb zu gewinnen. „Herr Ritter,“ sprach sie nach einer Weile, indem sie sich zum Abschied erhob; „ich hoffe, es möge Euch am Hofe des durchlauchtigsten Herzogs wohlgefallen. Noch heute Abend sollt Ihr Euch überzeugen, wie werth Eure Gegenwart uns ist. Herr v. Witzleben, Ihr seyd entlassen, aber nur um Euch für immer zu behalten. Ich werde Euch selbst dem Herzoge vorstellen.“

Und wiederum ward ihm die Hand zum

Kusse gereicht, und er meinte einen kleinen Druck zu verspüren, über den er fast erschrocken wäre. Er eilte durch die Schaaren der Hofbedienten im Vorzimmer, und nicht entgieng ihm die Gestalt des v. Stutenheim, in der reichen Kleidung eines dienstthuenden Kammerherrn. Dieser hatte wohl etwas ganz Anderes erwartet, als solche gnädige Entlassung.

* * *

Als der Ritter v. Witzleben in seine Behausung trat, kamen ihm seine beiden Freunde rasch entgegen.

„Du bist lange geblieben," sagte Trautmannsdorf, „meine Audienz war ein bischen kürzer gefaßt. Aber nun erzähle."

Der v. Witzleben erzählte, aber seine Geschichte schien auf den v. Wellendorf nicht den besten Eindruck zu machen.

„Noch einmal sage ich," rief er, „zu was soll all' das Scherwenzeln führen? Warum nicht geradeaus dem Herzoge Alles erzählt? Warum ihn nicht aufklären über die Babylonische, die ihn wahrhaft behext haben muß mit Zauberkräften und Liebestränken?"

Doch die beiden jüngeren Edelleute schenkten ihm kein Gehör; sie wußten wohl, daß auf offene Art der Herzog nicht zu erobern sey.

„Aber nun erzähle Du," sagte Witzleben zu Trautmannsdorf, „wie ist es Dir bei'm Herzoge ergangen?"

„Das läßt sich mit zwei Worten sagen," war die Antwort; „der Herzog empfieng mich sehr gnädig; er bezeugte eine große Freude, als ich ihm die Briefe des Königs Friedrich Wilhelm überreichte, aber als ich auf unsere Angelegenheiten zu sprechen kam, als ich den Namen meines Oheims berührte, da verfinsterte sich plötzlich sein Gesicht, und ich ward entlassen. Ich verspreche mir wenig, und wenn's nicht des Königs Wille wäre, so sagte ich, wir wollen aufsitzen und Württemberg so bald als möglich hinter uns lassen."

* * *

Noch am Abende desselbigen Tages kam ein Hofmarschall in voller Galla-Uniform in das Gasthaus, wo die fremden Herren ihr einstweiliges Quartier hatten, und der hochgestellte Hofdiener war voll Ergebenheit und Demuth, und nahm die Edelleute mit sich und wies ihnen eine andere Wohnung an; denn der Herzog hatte die Gnade gehabt, ihnen eines der Häuser, die er in Menge in der Stadt als Eigenthum besaß, zu überlassen. Dem v. Witzleben aber ward noch eine andere Gnade zu

Theil, es war die Ernennung zum Ritter des St. Hubertus-Ordens.

VI.

Sprich nicht so laut, sprich leiser doch,
Die Bäume haben Ohren.

Altes Lied.

In den dunklen Alleen des Schloßgartens zu Ludwigsburg, am äußersten Theile desselben, giengen zwei Männer, in leisem Gespräche begriffen, auf und ab. Der Eine war noch ein junger Mann. Sein über und über bepudertes Haar, das vorn an der Stirne in große Buckeln gelegt war, und hinten in einem langen Haarbeutel sich endete, der rothe, mit Silber gestickte Frack, die kurzen, weißen Casimir-Beinkleider, die weißen, seidenen Strümpfe und die silberbeschnallten Schuhe zeigten zur Genüge, daß es einer der höher gestellten Hofleute war. Wir erkennen in demselben augenblicklich einen alten Bekannten, den Edlen v. Stutenheim.

Der Andere war viel älter; er mochte wohl

gegen die sechszig zählen. Er trug eine einfache schwarze Kleidung ohne besondere Auszeichnung; und doch mußte es ein Mann von Bedeutung seyn, denn der Jüngere bewies ihm offenbar große Rücksichten. Sie waren stehen geblieben, und der Aeltere schien aufmerksam über Etwas nachzudenken.

„Du hast nicht Unrecht, Cousin," sagte jetzt der Aeltere. „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie Etwas im Schilde führen. Aber vor allen Dingen müssen wir wissen, was sie vorhaben, wir müssen Gewißheit haben und das Dessein kennen, ehe ich handeln kann."

„Ich verbürge mich für die Wahrheit meiner Aussage," antwortete der Jüngere; — „meine Diener sind treu und schlau, und ich selbst habe sie nicht ausser Acht gelassen, seit ich hier bin."

„Sie waren also in Stuttgart!" sprach wieder der Aeltere wie für sich hin, indem er stehen blieb. „Der Trautmannsdorf und der v. Wellendorf, alle Beide waren in Stuttgart! Zweimal in Stuttgart, und in dem Hause des Grafen v. Werdenheim! Der Graf ist nicht unser Freund, das ist gewiß. Doch man sollte wissen, ob sie sich der Herzogin haben vorstellen lassen, darauf kommt Alles an. Was

nützt es auch, wenn ich beweise, daß sie bei dem Grafen v. Werdenheim gewesen sind?"

„Nicht blos der Graf v. Trautmannsdorf und der Wellendorf," versicherte der v. Stutenheim weiter, „auch der Ritter v. Witzleben war in Stuttgart, obgleich der Letztere, so viel ich weiß, nur Einmal. Aber ich weiß ganz genau, daß er über zwei Stunden in dem Werdenheim'schen Hause verweilte," setzte er eifrig hinzu.

„Spricht nicht etwa vielleicht die Eifersucht aus Dir?" fragte jetzt der Aeltere etwas spöttisch. „Meine Frau Schwester hat Dir von der reichen Tochter des Grafen v. Werdenheim gesagt: eh bien! ich bin nicht dagegen, wenn Du sie bekommen kannst; im Gegentheil, ganz à mon aise; wir müssen uns mit den vornehmen Familien des Landes näher liiren. Wer weiß, wie lange der Herzog noch lebt? Wir müssen uns sicher stellen. Aber könnte nicht der v. Witzleben dieselben Absichten haben, wie Du?"

„Ihr traut mir nicht, Herr Graf," rief jetzt der v. Stutenheim wie gekränkt; „Ihr mißtraut Eurem eigenen Vetter. Warum hätten sie denn immer bei Nacht ihre Ausritte halten sollen? Warum kehrten sie immer zurück, ehe

der Tag graute? Um ein Mädchen freit man bei hellem Sonnenschein und am lichten Tage."

Sie giengen nun wieder schweigend eine Zeitlang auf und ab.

„Der v. Witzleben wußte sich schnell in Gunst zu setzen, assûrément, sehr schnell!" begann nun wieder der Aeltere. „Ihn und seine beiden Begleiter hat der Herzog sehr gnädig aufgenommen. Meine Schwester, Ihre Excellenz die Frau Gräfin v. Würben wollte ich sagen," und bei diesen Worten zeigte sich ein böses Lächeln um den Mund herum, das dem sonst nicht unschönen Manne ein etwas abschreckendes Aussehen gab, — „haben, wie es scheint, ein Auge auf den schönen Herrn geworfen. Der Witzleben müßte weniger klug aussehen, hätte er das nicht längst bemerkt. Freilich hat er auch das beste Mittel ergriffen; il sait corriger sa fortune; Geschenken und vollends solch kostbaren Geschenken ist die Gräfin v. Würben noch nie widerstanden. Und doch benützt er diese Gunst weder für sich, noch für die beiden Andern! Wollte er eine einträgliche Stelle oder eine hohe Charge, er hätte sie längst! — Vraiement, sie müssen andere Zwecke haben." Diese letzteren Worte sprach er fast unhörbar wie vor sich hin, als wäre er im Selbstgespräche begriffen.

„Er benützt die Gunst nicht?“ rief nun der v. Stutenheim. „Hat er denn nicht schon Nutzen genug gezogen? Sind sie nicht alle drei bei den Hoffesten immer die ersten Geladenen? Ist der v. Witzleben nicht Falkenmeister geworden und hat er nicht schon am ersten Tage den Hubertus-Orden bekommen, mit dem sonst die Frau Gräfin nur die besten Freunde oder hochstehende Personen honorirt? Ist das nicht genug für so kurze Zeit, als die Edelleute hier sind?“

„Ach so,“ sagte jetzt der ältere Herr wieder spottend, „ich vergaß, daß Du den Orden noch nicht hast. Nun warte nur, ein bischen Patience, Du sollst ihn bald bekommen. Aber bist Du nicht eben so schnell, ja fast noch schneller gestiegen? Du bist ja dienstthuender Kammerherr, und die erste höhere Stelle, die vakant wird, ist Dir zugesagt. Was meinst Du zum Grand-Chambellan?“

„Ihr vergeßt, wie es scheint, gänzlich,“ antwortete der v. Stutenheim mit schmeichelndem Tone, „daß ich ein Cousin Sr. Excellenz des Herrn Ministers v. Grävenitz und seiner Schwester der Frau Gräfin v. Würben bin. Und,“ setzte er, einen beleidigten Ton annehmend, hinzu, „habe ich nicht schon wichtige Dienste geleistet? War es nicht ich, der über die fremden Herren, die da auf einmal malgré bongré

in's Land hereingefallen sind, zuerst sichere Auskunft geben konnte? Habe ich nicht über den Burschen, den buschigen Peter, wie man ihn hier zu Lande nennt, zuerst Nachricht gegeben?"

„Du hättest besser gethan, Du hättest statt der Nachrichten ihn selber gebracht," war die trockene Antwort; „doch," setzte der alte Herr besänftigend hinzu, „Dein Verdienst soll nicht unbelohnt bleiben. Aber wir müssen behutsam seyn. Die meisten Stellen sind schon mit Ausländern besetzt, und es ist nicht rathsam, neue zu schaffen, die Inländer sind ohnehin schon unzufrieden genug. Das Mécontentement könnte leicht in Obstination ausarten. Wenn wir wieder einen aus unserer Familie schnell avanciren lassen, so geht die Plainte von Neuem los."

Wiederum giengen sie schweigend auf und ab.

„Dürfte ich meine Ansicht aussprechen," unterbrach hierauf der Jüngere das Stillschweigen, „so geht meine Meinung dahin, daß die fremden Edelleute nur so lange warten, bis sie sich ganz fest in der Gunst des Herzogs und Eurer Schwester gesetzt haben; dann werden sie mit ihren Prätentionen schon hervortreten. Die niedern Chargen verschmähen sie, um desto gewisser zu den höhern zu gelangen. Wäre ich

Minister und der Bruder der Gräfin v. Würben, so wüßte ich schon, was ich thäte."

„Es geht nicht, c'est impossible!" sagte der ältere Herr nach einigem Nachdenken. „Der Graf v. Trautmannsdorf hat Recommandations-Briefe vom Könige von Preußen mitgebracht, und der Herzog hält auf diesen Friedrich Wilhelm gar große Stücke; er ästimirt ihn ausnehmend. Wir können für jetzt nichts thun, als sie beobachten. Thue das, lieber Vetter! Habe Dein Ohr überall. Du hast eine gute Observationsgabe. Morgen ist große Festivität und bal masqué bei Hofe. Unter der Maske läßt sich Manches erforschen, was man sonst verschwiegen hätte. — Wie hat Dir der Maskenanzug gefallen, den ich Dir sandte? Die alte Rittertracht wird Dir nicht übel stehen. Doch enfin es ist Zeit, daß wir in's Schloß zurückkehren."

Mit diesen Worten trennten sich die Beiden und giengen Jeder vereinzelt dem fürstlichen Gebäude zu. Hinter dem dichten Gebüsche aber tauchte ein bärtiges Gesicht heraus, und es war das Gesicht des buschigen Peter, wie man ihn hier nannte, und er sprach leise für sich hin, wie mit großer Schadenfreude: „Ei, Herr Minister v. Grävenitz, seit wann hält man denn im Freien Conferenz? Glaubt Ihr denn, die

Bäume hätten keine Ohren? Was liegt mir an dem Trautmannsdorf und dem Witzleben? Meinetwegen können sie Alle hängen. Aber euch zulieb, meine Herren v. Grävenitz und v. Stutenheim, sollen sie nicht ungewarnt bleiben.“ Mit diesen Worten schwang er sich über die Einzäunung des Gartens und war bald in der Ferne verschwunden. Noch an diesem Abende erfuhr der Ritter v. Witzleben, was der Edle v. Stutenheim für einen Maskenanzug tragen werde.

VII.

Er bracht' mich in ein helles Haus,
Wo Harfenklang und Saus und Braus,
Und Fackelglanz und Kerzenschein;
Ich kam zum Saal, ich trat hinein.

H. Heine.

Das Schloß in Ludwigsburg war festlich erleuchtet. Es war großes Hoffest und Maskenball.

Das Schloß besitzt weite, große Säle, und die weiten Räume scheinen für Tausende von

Menschen Platz im Ueberfluß zu haben; doch dießmal waren sie fast zu eng, um die Anwesenden alle zu fassen. — Alle Gänge und Treppen waren mit Blumen geschmückt und mit Teppichen belegt. Ueberall brannten Kerzen, wo man nur welche anbringen konnte, und die vielen Kronleuchter mit ihren vielen Tausenden von Lichtern schienen Nacht in Tag verwandeln zu wollen. Wenn aber auch das Aeussere der weiten Säle die kostbarste Pracht und den splendidesten Reichthum athmete, so gieng doch Nichts über die Pracht und den Reichthum derer, die sich darin bewegten.

Eine Menge Abenteurer waren nach und nach an den Hof des Herzogs Eberhard Ludwig gezogen worden. Der Hofämter waren so viele, daß auch an dem lustigen, großartigen Hofe Ludwig's **XIV.** von Frankreich ihrer nicht mehr seyn konnten. Da gab es Oberhofmarschälle und einfache Hofmarschälle, Oberstallmeister und einfache Stallmeister, Oberjägermeister und Forstjägermeister, Parforcejägermeister und gewöhnliche Jägermeister, Oberfalkenmeister und Falkenmeister; Ober- und Unter-Kapellmeister, Pagenhofmeister, Kammerherrn, Hof-, Jagd- und Kammer-Junker, Pagen und eine Menge von niedern Hof-Bedienten. Die Garde war mit einer Menge von Officieren besetzt, und die Minister,

Geheimenräthe, Generale und höhern Officiere waren Alle hoffähig. Dazu lebten noch viele Edelleute, meist Ausländer, zu Ludwigsburg, bloß um die Annehmlichkeiten, die mit einer freigebigen und prachtliebenden Hofhaltung stets verbunden zu seyn pflegen, zu genießen. Heute, wie auch sonst oftmals, schien es, als ob Alles an den Hof gezogen worden wäre, was nur je dazu berechtigt war; denn außer denen, die ihr Amt dazu befähigte, waren alle Adeliche der ganzen Stadt und Umgegend geladen, wie denn das immer zu geschehen pflegte, wenn die Gräfin v. Würben in ihrem ganzen Glanze auftreten wollte.

Besondere Säle waren dazu bestimmt, die Eß- und Trinklustigen zu befriedigen, und in reicher und üppiger Auswahl konnte man sich reichen lassen, wessen das Herz gelüstete. Andere Säle waren zum Tanzen eingerichtet, und die Hofkapelle, erst neuerlich acquirirt oder doch wenigstens vervollständigt, spielte die herrlichsten deutschen und französischen Tänze. Auch zum Spielen standen in besondern Zimmern Tische bereit, und viele der ältern Herren und Damen, denen das Tanzen und die Musik keine Freude mehr machte, hatten sich hieher gesellt, um den Wechselfällen des Glücks sich zu überlassen. Die bei weitem größere Anzahl

aber war in die Ballsäle gedrängt. Hier mußte Alles maskirt erscheinen, — eine Sitte, die man von Frankreich aus erst seit neuerer Zeit nach Deutschland übergepflanzt hatte; denn am Hofe Ludwigs, des Prachtliebenden, wie man ihn nennen könnte, war diese Art von Bällen zuerst nach italischer Sitte eingeführt worden. Die reichsten und bizarrsten Costüme waren da zu schauen. Alles bewegte sich in wilder Lust unter einander, und unter Scherz und Neckereien flüsterte Einer manchmal dem Andern zu, wenn er glaubte, einen Bekannten unter der Maske herausgefunden zu haben.

Das Fest hatte schon vor mehrern Stunden begonnen, aber noch schien Keiner der Theilnehmer ermattet. Immer und immer lockten die rauschenden Töne der herrlichen Musik zu neuer Lust, zu neuem betäubenden Vergnügen. Nur hie und da sah man einzelne Paare in kleinen Nebenzimmern verschwinden, um sich vielleicht bei dieser Gelegenheit, die nicht alle Tage wiederkehrte, zärtliche Worte zuzuflüstern, denn an galanten Abenteuern pflegte es an diesem üppigen Hofe nicht zu fehlen.

An einen Pfeiler gelehnt, in einem der größten Säle, wo das Getümmel am buntesten war, stand fast einsam unter der Masse von Umhertreibenden eine einfache Maske. Sie

schien dem losen Treiben fast theilnahmslos zuzusehen. Viele hatten den Mann in der schlichten schwarzen Verhüllung schon angeredet, doch Keinem war er längere Zeit Rede gestanden. Auch Frauenmasken in blendendem Schmuck, mit üppig zur Schau gelegten Reizen, waren schon hart an ihm vorübergestreift, hatten ihn wohl auch geneckt mit seiner schwermüthigen Einsylbigkeit; Manche hatten ihm herausfordernde Blicke zugesandt und Worte zugeflüstert, die einen Andern in Feuer und Flammen versetzt hätten; — denn die Ueppigkeit am Hofe Eberhard Ludwig's war schon fast zum Sprüchwort geworden. — Allein der Mann in der schwarzen Maske war bis jetzt von all' der Schönheit ungerührt geblieben. Jetzt standen ihm zwei Frauengestalten, einfach verhüllt wie er selbst, nicht fern. Auch sie schienen an dem tollen Treiben keinen großen Antheil zu nehmen, sondern sich mehr mit dem Anschauen, als mit dem Selbsthandeln zu vergnügen.

„Der starke Mann dort, in der schwarzen Ritterrüstung,“ belehrte die Eine die Andere, indem sie auf einen bestimmten Platz hinwies, „ist der Herzog; und jene hohe Dame, ihm zur Seite mit dem goldgestickten Kleide, das ist Ihre Excellenz die Frau Gräfin v. Würben.

Ich kenne sie am Schmucke. Wollen wir nicht näher hinzutreten, gnädiges Fräulein?“

„Nicht doch,“ antwortete eine zarte, weiche Stimme, „wir wollen lieber von der Ferne zuschauen.“

Der Mann in der schwarzen Verhüllung schien jetzt plötzlich wie von einem Zauber bewegt zu seyn.

„Ist das ihre Stimme?“ fragte er sich selbst halblaut. „Wie wäre das möglich? Wie käme sie hierher? Und doch ist sie es; diese schmelzenden Töne können Niemanden sonst angehören, ich würde sie unter Tausenden heraus erkennen.“

Rasch näherte er sich den beiden Gestalten.

„Du bist wohl hier näher bekannt, als ich,“ sagte er zu der, deren Stimme ihm so bekannt erschienen war. „Ich möchte Dich über Einiges um nähere Auskunft bitten, schöne Maske.“

„Du irrst Dich, Maske,“ war die Antwort, „ich bin hier vielleicht noch weniger bekannt, als Du.“ Und damit drängte sie sich schüchtern näher an ihre Begleiterin, die den Cicerone zu machen schien, wie um diese von dem Orte hinwegzuziehen. Doch eben drang ein neuer Schwarm toller Masken, die sich vielleicht zum dritten Male oder noch öfter umgekleidet hatten, in den Saal, und trennte sie von ihrer Gesell-

schafterin. Der Mann in der schwarzen Verhüllung stand hart an ihrer Seite.

„Ist es möglich?“ flüsterte er ihr in's Ohr, alle Blödigkeit auf einmal abwerfend. „Du hier, Isabelle?“

„Mein Gott!“ rief die Angeredete, „diese Stimme, — Max, mein Max!“ Und mit diesen Worten schien sie im Begriffe, ihm um den Hals zu fallen. Doch schnell besann sie sich eines Andern und beschämt sagte sie: „ich habe wohl die Ehre, mit dem Herrn Grafen v. Trautmannsdorf zu sprechen?“

„Du bist es,“ rief entzückt der Graf, denn er war es, „meine Isabelle ist hier!“ Und rasch ergriff er eine ihrer Hände und drückte sie an seine Lippen. „Doch wie magst Du nur so sprechen,“ fuhr er betreten fort, „bin ich Dir vielleicht fremd geworden? Bist Du nicht mehr die alte Bella, die ich in Strasburg kennen lernte? Muß ich Dir vielleicht einen andern Namen geben? Den Namen — eines Gatten?“ Er ließ ihre Hand fahren, und schaute ihr tief in die Augen, wie um ihr Innerstes zu erforschen.

„Nein, nein,“ erwiederte Isabella heftig, „nie einen andern Namen. Aber ach! mein Max,“ fügte sie mit traurigem Tone hinzu, „die Zeiten sind seither ganz anders geworden; ich habe

Dich lange, lange nicht mehr gesehen, und es hat sich wohl in der langen Zeit Manches verändert.“

„Alles meinetwegen,“ rief jetzt der Graf fast laut, „wenn nur Dein Herz das alte geblieben ist. Ich habe Dir so Vieles zu sagen, meine Bella, so unendlich Vieles zu sagen, und so unendlich Vieles möchte ich von Dir erfragen. Wußte ich doch, seit wir uns in Strasburg zum letzten Mal gesehen, kein Wort mehr von Dir zu erfahren, und alle meine Nachforschungen waren vergeblich. Doch komm, man könnte uns hier beobachten, uns belauern; schon richten Viele ihre Blicke hierher. Laß uns in den Schloßgarten gehen, da können wir ungestört plaudern.“

Und ohne Widerrede ließ sich Isabella von ihm führen, denn es war ja der wiedergefundene Geliebte, und wer wird dem wahrhaft Geliebten mißtrauen? — und die Begleiterin, die ihr Fräulein so plötzlich verloren hatte, suchte lange vergebens, bis sie endlich, nach fast einer Stunde vergeblichen Forschens, sie in einem der Säle wiederfand.

Ganz anders als sein Freund, der Graf v. Trautmannsdorf, unterhielt sich der v. Witzleben. Der v. Wellendorf war zu Hause geblieben. Ihn gelüstete nicht nach den Narrheiten einer

Ballnacht; ein Kampf im freien Felde, Mann gegen Mann, wäre ihm lieber gewesen, als hundert Contretänze mit den schönsten Frauen der Welt.

Der v. Witzleben war der Ausgelassensten Einer. Mit Diesem schwatzte er, mit Jenem lachte er; bald trat er hinaus in einen der Banketsäle und löschte sich den brennenden Durst mit ausländischem Weine, bald trat er an einen der Spieltische, setzte einige Goldstücke und gieng lachend von dannen, wenn sie von den gierigen Händen des Spielhalters eingerafft wurden; bald mischte er sich auch unter die Tanzenden und flog rasch mit der nächsten Besten in der Runde herum.

„Eigentlich ist es doch eine Tollheit, dieses Leben und Treiben," sagte er, nach einigen Stunden immerwährenden Umherrennens, zu sich selbst; „doch es giebt ja ein altes Sprüchwort, „mit den Wölfen muß man heulen;" wer trauern will, soll trauern, wenn er nicht mehr lustig seyn kann. Und wenn ich mich mit den lustigen Dämlein da herum, die wohl alle gerne Frau v. Witzleben hießen, erlustire, wen kümmert's denn etwa? Doch — nun Julie wird mir's nicht übel deuten; sie wird mitlachen, wenn ich ihr die Schwänke alle erzähle. Und dann — weiß ich denn auch gewiß, ob Julie nur überhaupt Antheil an mir nimmt?"

Fast wäre er ob seinem Selbstgespräch traurig geworden, doch eben begann ein neuer Walzer, und rasch ergriff er eine Tänzerin am Arme und riß sie mit sich fort in's Getümmel.

„Ihr tanzt ja ganz rasend lustig,“ sagte eine Stimme zu ihm, als er seine Tänzerin an ihren Platz zurückgeführt hatte, „man sollte meinen, der Herr Ritter v. Witzleben sey nie so vergnügt gewesen, als heute Abend!“

„Wer sagt Euch denn das Gegentheil, Herr Ritter mit ungeöffnetem Visir?“ antwortete der v. Witzleben; „sagt mir doch viel lieber, was verschafft mir die unendliche Ehre, Euch immer an meinen Fersen hängen zu sehen? Ihr habt mich ja den ganzen Abend nicht aus den Augen gelassen, und müßt unstreitig ein gewaltiger Freund von mir seyn, da Ihr mich kennt und doch bei mir ausharrt?“

„Was werden wohl zwei schöne blaue Augen dazu sagen, wenn sie von dem tollen Treiben des Ritters v. Witzleben hören?“ fragte die Rittermaske weiter, ohne sich um Das, was der v. Witzleben gesagt hatte, zu bekümmern.

„Was meint Ihr damit?“ sagte der v. Witzleben, plötzlich ernst werdend.

„Nun,“ war die Antwort, „glaubt Ihr denn, es sey in der Stadt unbekannt geblieben, wen der edle Ritter v. Witzleben bei Nacht und

Nebel in Stuttgart heimsuche? Freilich verdient es auch Lohn, wenn man das Glück gehabt hat, eine Dame nach Hause eskortiren zu dürfen!"

„Was meint Ihr für einen Lohn?" fragte der junge Witzleben kalt und schneidend.

„Une nuit dans les bras de mon amie," trillerte der Angeredete statt der Antwort. Es war dieß der Refrain eines in den damaligen frivolen Zeiten unter den Vornehmen beliebten Liedes, das jedoch zu starke Anspielungen enthält, als daß wir es wagen möchten, auch nur Einen Vers hierher zu setzen.

Dem v. Witzleben stieg alles Blut in's Gesicht. Er zog die Maske, welche sich so zudringlich mit ihm unterhielt, in einen Fenstervorsprung und flüsterte ihr leise einige Worte in's Ohr. Diese nickte bejahend, und alsobald entfernten sich beide auf verschiedenen Wegen und durch verschiedene Thüren, um sich im Schloßgarten wieder zu finden.

„Hier ist Raum genug," sagte der v. Witzleben, als sie auf einem freiern Platze zusammentrafen; „und der Mond scheint auch hell genug. Frisch, Edler v. Stutenheim, das Schwert gezogen, ich will doch sehen, ob es so spitz ist, als Eure mecklenburgische Zunge."

„Ihr kennt mich?" fragte der v. Stutenheim

— denn er war es wirklich, — verwundert. „Doch Ihr seyd ungeduldig und ich werde Euch willfahren.“

Rasch kreuzten sich die Degen, und die Musik im Schlosse spielte eben eine lustige Weise zu dem blutigen Tanze.

Der Edle v. Stutenheim wußte den Degen gut zu führen, und er hätte vielleicht die fast unüberlegt schnelle Aufforderung nicht angenommen, wenn er nicht geglaubt hätte, seinen Gegner von seiner Ueberlegenheit auf's Kräftigste zu überzeugen. Allein bald sah er ein, daß er entweder sich überschätzt oder seinen Feind zu gering geachtet habe, denn dieser übertraf ihn bei Weitem an Kraft, wie an Gewandtheit. Der v. Stutenheim suchte daher dem Kampf so schnell als möglich ein Ende zu machen.

„Ich bin verwundet,“ rief er plötzlich, indem er seinen Degen sinken ließ; und in der That rannen ihm einige Blutstropfen über die Stirne herab. In demselben Augenblicke hörte man verschiedene Stimmen und sah Lichter und Fackeln sich im Garten hin- und herbewegen. Man hatte das scharfe Aufeinanderprallen der Degen gehört.

„Gut, Herr v. Stutenheim,“ sagte der v. Witzleben, „es mag damit für heute genügen;

aber merkt's Euch wohl, so Ihr noch einmal wagt, den Namen des Fräuleins v. Werdenheim unehrerbietig zu nennen, so möchtet Ihr leicht mein Schwert ein Bischen schärfer zu kosten bekommen. Doch ich glaube, man ist aufmerksam geworden; kommt, schnell durch diese Allee; der Herzog hält zu streng auf seinen Burgfrieden, als daß man uns hier treffen dürfte."

Sie eilten dem Schlosse wieder zu, nachdem der v. Stutenheim die unbedeutende Wunde mit einem Tuche verbunden hatte. Im Saale konnte bei dem Gewimmel ihre Abwesenheit nicht aufgefallen seyn. Rasch mischte sich der v. Witzleben wieder unter die dichtesten Haufen.

Der Zufall wollte es, daß er gerade dem Herzoge gegenüber zu stehen kam, der an der derben, etwas corpulenten Gestalt so wie an der Ehrerbietung, welche ihm die Umstehenden erwiesen, leicht zu erkennen war. Ueberdem trug er sein großes goldenes Kreuz mit rubinrothem Schmelzwerk, das Zeichen des St. Hubertusordens, das er der Gräfin v. Würben zu lieb nie abzulegen pflegte, auch über der Maske. Der Herzog schien ganz berauscht zu seyn von der Freude dieses Abends; so oft ist es ja bloß ein Rausch, was wir Vergnügen nennen, und die lärmende Betäubung muß von Aussen her

Das ersetzen, was nicht von innen herausquillt, weil das Herz keine Freude mehr hat. Die Gräfin kam die ganze Nacht hindurch nicht von des Herzogs Seite und doch schienen ihre Augen überall zu seyn. Ob er Recht oder Unrecht hatte — dem v. Witzleben schien es, als hafteten sie manchmal wie Kohlenfeuer auf ihm, und er meinte fast nothgedrungen, in ihnen etwas zu lesen, was wie eine Herausforderung oder auch wie eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade aussah. Doch was kümmerten ihn der Gräfin Augen? Jetzt stand er an einer der Thüren und hatte eben einem Zug Masken nachgeschaut, die sich in den Gängen verloren, denn es war schon frühe am Morgen; da drückte ihm eine vorübergehende Dame Etwas in die Hand mit bedeutsamem Winke, und er glaubte in derselben eine Edeldame der Gräfin zu erkennen, und wie er sich umschaute, begegnete er wieder den röthlich glühenden Augen der Gräfin, die sich eben mit dem Herzoge entfernte. Hinter ihm aber stand der v. Stutenheim und Auge und Ohr waren aufmerksam, wie das eines Luchses.

Das Fest war zu Ende.

VIII.

Sey mir gegrüßt, du große
Geheimnißvolle Stadt,
Die — in ihrem Schooße
Mein Liebchen umschlossen hat.
Sagt an, ihr Thüren und Thore,
Wo ist die Liebste mein?
Euch hab' ich sie anvertrauet,
Ihr sollt mir Bürge seyn.

H. Heine.

Den andern Morgen lag ein großer Theil von Ludwigsburgs Bewohnern noch in tiefem Schlummer, — die vergeudete Nachtruhe im späten Morgenschlafe hereinzubringen suchend, — als der v. Witzleben schon zu Pferde saß und zum Marbacher Thor hinauslenkte. Das einfache Jagdkleid, das er umgeworfen hatte, und das Gewehr zur Seite schienen anzudeuten, daß er sich die Glut, die ihm die durchschwärmte Nacht auf die Wangen jagte, auf weidmännische Art vertreiben wolle. Denn so streng auch die Gesetze damals waren, die dem Nichtberechtigten das Jagen erschwerten, so hatte er, als Jägermeister, die Erlaubniß, überall in den herzoglichen Forsten zu schießen, was ihn gelüstete.

Allein nicht Weidmannslust hatte den jungen Mann so bald hinausgetrieben, daß er nur einige Stunden dem Schlafe opferte; denn kaum eine halbe Stunde von Ludwigsburg entfernt lenkte er rechts ein und auf Nebenwegen eilte er Stuttgart zu.

„Du sollst mich nicht umsonst gewarnt haben, Du wunderlicher buschiger Peter,“ sprach er, „und Du Taugenichts v. Stutenheim sollst dießmal umsonst umherspähen; für heute wenigstens habe ich die Herrn Aufpasser getäuscht.“

Es war noch früh am Morgen, als er in Stuttgart einritt und in der goldenen Sonne sein Absteigquartier nahm.

Wer Stuttgart jetzt sieht, der sollte nicht glauben, daß es vor 100 Jahren derselbe Ort gewesen sey. Nunmehr ist's eine reiche, blühende, schöne Stadt mit fast 40,000 Einwohnern; damals zählte es deren kaum 6000. Zu welchem Thor man nun auch hereinfahren mag, man betritt immer große breite Straßen, mit Häusern auf beiden Seiten, die oft Pallästen ähnlicher sehen, als gewöhnlichen Privatwohnungen. Dieß und die vielen großen freien Plätze geben dem Ganzen ein so helles und freundliches Aussehen, daß Ausländer, die einige Zeit da gelebt haben, glauben, sich nicht mehr von der schönen Stadt trennen zu können. Damals

aber waren die Gassen eng und traurig, und die Häuser, die an den Giebeln sich fast berührten, so daß ein Nachbar dem Andern über die Straße hinüber die Hand reichen konnte, schauten so trübselig drein, daß man hätte meinen können, es wohne hier kein einziges frisches Herz, wie solche nur in freier Luft und auf Bergen zu gedeihen gewohnt sind. Denn damals war von Stuttgart fast Nichs vorhanden, als die Altstadt oder mittlere Stadt und die nächsten Umgebungen des Marktes. Wie aber hier die Bauart ist, kann Jeder ermessen, der je ein Winkelwesen in einer alten Reichsstadt bewunderte. Trotz aller Verschönerungen, trotz alles Kostenaufwands ist die Altstadt auch jetzt noch nicht freundlicher geworden! Rings um die eigentliche Stadt lief damals eine große, starke Mauer, und ausserhalb dieser, in den Vorstädten, wohnten nur wenige, geringere Leute. Die herrliche Königsstraße war noch ein tiefer, breiter Graben, der an der Stadtmauer hingezogen war, und darum ist auch jetzt noch der Name „großer Graben“ im Munde des Volks gangbarer, als die neuere Benennung „Königsstraße“. Auch der kleine Graben, die jetzige Eberhardsstraße, bestand noch. Ausserhalb der Stadt prangen jetzt in weiter Umgebung die herrlichsten Gärten, die fröhlichsten

Landhäuser, die schönsten Anlagen, und das schönste von Allem ist der große wunderherrlich angelegte Königliche Schloßgarten, der Jedermann zu freiem Genusse eröffnet ist. Aber Alles dieß ist eine Schöpfung der neuern Zeit, so wie auch alle Verschönerungen der Stadt selbst erst mit dem Bau des neuen Schlosses begonnen haben. Nur unsere Nachkommen werden ermessen können und es dankbar anerkennen, wie ausserordentlich viel in der neuesten Zeit geschehen ist, so wie auch wir dankbar und vergnügt den Herzog lobpreisen, der die sumpfigten Wiesen gegen Cannstadt zu in ein duftendes, schattiges Eden zu verwandeln wußte.

Auf dem Marktplatze zu Stuttgart steht jetzt noch ein großes Haus, das durch seine Bauart an frühere Zeiten erinnert. Denn so sehr auch der jetzige Eigenthümer es zu modernisiren suchte, so zeigen doch die Erker und spitzigen Thürmchen zur Genüge, welchem Zeitalter dieses Gebäude angehöre. Dorthin lenkte der junge Mann, nachdem er sein Pferd der Fürsorge des Wirths überlassen hatte, seine Schritte. Es war das Haus des Grafen v. Werdenheim.

In einem der Erker, die auf den Marktplatz hinausgehen, saß Julie v. Werdenheim. Ein einfaches weißes Morgengewand umfloß züchtig die schönen Glieder, wie die Wellen die „meer-

umflossene Venus.“ Ein Tischchen mit einer weiblichen Arbeit stand vor ihr, aber die Hand, sonst wohl recht geübt im Fertigen solcher Stickereien, wie sie gerade eine vor sich hatte, diente für jetzt nur dazu, den schönsten Mädchenkopf in der ersten Residenz des Landes zu stützen. Julie schien über Etwas nachzudenken, das wohl fähig war, sie ganz dem gewöhnlichen Leben zu entrücken und in süße Träume zu versetzen. Wäre Julie zu jetziger Zeit auf die Welt gekommen, so hätte sie in dem Garten des Hauses gesessen. Denn wo ist es angenehmer, sich den Spielereien der Phantasie zu überlassen, als in einer duftenden Laube, abgesondert, ungestört von der übrigen Welt? Jetzt hat fast jedes Haus — wenigstens in den neueren Theilen der Stadt — seinen Garten. Wer diese Einrichtung nicht kennt, der kennt noch manchen Genuß nicht, der weiß nicht, wie überraschend es ist, plötzlich durch wenige Schritte von einer steinernen Aussicht auf Straßen und Häuser und Häuser und Straßen und ein klein bischen Himmel, der noch überdieß nicht immer blau ist, in eine andere Welt sich versetzt zu sehen. Hier unter Blumen und Bäumen, in fröhlicher, freier Natur, bei'm Zwitschern der Vögel, bei'm Sonnenscheine, hier athmet das gepreßte

Gemüth wieder auf; es ist eine andere Luft, die man einathmet, es ist ein anderer Himmel, der zu uns niederschaut, und ein Garten hinter dem Hause inmitten einer großen Stadt ist deßwegen nichts Anderes, als ein schönes Gedicht inmitten eines trockenen Buches.

Zu der Zeit, von der wir reden, mußte man sich dieses Vergnügen versagen; denn die Häuser waren eng auf einander gebaut und kaum ein kleiner Hofraum zwischen denselben. Aber dennoch zeigte sich auch bei manchen Mädchen der Sinn für Blumen und Blüthen, der so gut zum weiblichen Charakter gehört, als Züchtigkeit und Reinheit der Seele ihm innwohnen soll. Julie hatte ihr Zimmer fast in einen Garten verwandelt. Künstlich gezogen und gewartet, blühten hier Veilchen und Nelken, und mitten unter den Rosen saß sie, als die schönste derselben.

Noch immer träumte das Mädchen, als der v. Witzleben schon in ihrem Zimmer stand; denn er war dem Diener, der ihn anmelden wollte, vorausgeeilt. Lange betrachtete sie der junge Mann. Er wagte es nicht, sie zu stören. Glaubte er doch einen eigenen schönen Traum zu verjagen, wenn er sie jetzt in's wirkliche Leben zurückrief! Nun schlug sie die Augen auf, und er sah zum ersten Male diese

schönen Augen — nicht lächelnd. Es giebt Gesichter, die nur zur Munterkeit geschaffen scheinen, Gesichter, in denen man stets gewohnt ist, die Grübchen im Kinn, die Grübchen in den Wangen zu schauen, Gesichter, in denen solche muthwillige Augen sitzen, daß man glaubt, der Hauch der Traurigkeit könne sie nie verschleiern, und gar sonderbar ergreift es Einen, wenn man ein solches Gesicht trübsinnig sieht, wenn um einen solchen Mund, der sonst immer schalkhaft gelächelt, die Göttin der Schwermuth sich gelagert hat, wenn über solche Augen die lange Wimper sich senkt, wie die Trauerweide über den tiefen See.

Hohe Röthe überzog Juliens Wangen, als sie des jungen Ritters gewahr wurde; doch sie vermochte nur stumm seinen Gruß zu erwiedern.

„Wird mir Fräulein v. Werdenheim verzeihen," fragte der v. Witzleben sanft, indem auch auf ihn ein Theil der Verlegenheit der jungen Gräfin übergegangen zu seyn schien, „daß ich es wagte, sie in ihren Träumen zu stören?"

„Mein Vater," sagte sie, „ist ausgeritten und wird wohl erst gegen Abend zurückkehren. Darf ich Euch zu meiner Tante führen? Sie wird sich freuen, des seltenen Gastes einmal wieder ansichtig zu werden."

„Nur die Tante wird sich freuen?“ fragte der junge Mann, indem er die Hand des Fräuleins ergriff und sie an seine Lippen drückte. Sein Auge sprach mehr als sein Mund; sie entzog ihm die Hand nicht. „Zürnt mir Fräulein Julie,“ fuhr er fort, „wenn ich ihr sage, daß ich nicht ihres Vaters wegen hieher gekommen bin? Das Glück ist mir günstig gewesen, ich treffe Euch allein. Ist Euch mein Anblick so verhaßt, daß Ihr die Gunst des Zufalls vernichten wollt?“

Sie war verwirrt und vermochte keine Sylbe zu antworten.

„Es ist nun das dritte Mal,“ fuhr der junge Mann, immer wärmer werdend, fort, „daß ich Euch sehe und spreche. Und doch ist mir's so, als ob ich Euch schon seit vielen Jahren kennen würde. Ich habe schon viele schönen Frauen gesehen, und doch ist mir's noch nie so zu Muthe gewesen, als in Eurer Gegenwart. O steht nicht auf, schöne Julie! Es ist eine Stunde, die vielleicht für mich nie wiederkehrt,“ sprach er, und der Ton seiner Stimme war so bittend, so kindlich, so schmerzlichfreundlich, daß sie dem Zauber nicht zu widerstehen vermochte. „Wenn ich sonst in Gesellschaft von Männern oder Frauen bin,“ fuhr er fort, — „so heißt man mich nur den lustigen

Witzleben, und man hört mir gerne zu, und bittet mich immer, zu erzählen und meine Fröhlichkeiten auszukramen. Doch wenn ich Euch sehe, so bin ich ein ganz Anderer; es wäre mir um alle Welt nicht möglich, dann etwas Lustiges zu sagen, und doch bin ich so glücklich, so heiter in meinem Innern, wie sonst nie. Ich möchte nur immer so dasitzen, und Euch in die lieben Augen schauen."

Und er drückte ihre Hand, und schaute sie lange und innig an; und sie schlug die Augen nieder, und ihre Hand zitterte zwischen den seinigen.

„Ich sehe Euch oft im Traume," hub er wieder an, als sie noch immer schwieg; „oft standet Ihr schon vor mir inmitten der größten Gesellschaft, und meine Freunde necken mich, wie der lustige Witzleben so plötzlich ein Träumer geworden sey; aber diese Träume sind mir lieber, als alle Wirklichkeit und die Scherze meiner Genossen; und all' das Tollen und Narren um mich herum kommt mir dann oft so matt und fade vor, daß es mich ordentlich anneckelt, und dann möchte ich immer gleich einsam und alleine seyn, um ungestört meinen Träumen nachhängen zu können."

Lange saßen sie nun schweigend. Ein Blumenstrauß stand in einem Glase vor der Gräfin. Sie

nahm eine Rose und spielte mit derselben; sie nahm ein Vergißmeinnicht, und der v. Witzleben erhielt es, und in ihrem Auge glänzte eine Thräne, als sie's ihm gab. Und er wagte es, seinen Arm um sie zu schlingen und — ihre Lippen fanden sich zum ersten Kusse der Liebe. Brauchte es ein weiteres Geständniß?

Ein Diener trat herein und meldete den Prediger Osiander. Die Liebenden waren der Wirklichkeit wiedergegeben.

XI.

In dem Schloß zu Alkolea,
Ist verschollen Lust und Klingen,
Herrn und Damen sind verschwunden
Und erloschen sind die Lichter.

Alte Romanze.

Gieng's an dem Hofe des Herzogs Eberhard Ludwig in Ludwigsburg toll und lärmend genug zu, so war dagegen das Hoflager der Herzogin in Stuttgart um so stiller und lautloser.

Die Herzogin residirte nämlich noch immer zu Stuttgart. Lange genug, als Eberhard Ludwig noch in dieser Stadt seinen Hof hielt, hatte man in die Herzogin gedrungen, sich aus dem Schlosse auf eines ihrer Landhäuser zurückzuziehen. Aber der gerechte Stolz der Fürstin — sie war eine geborne Prinzessin von Baden — war erwacht, und sie wich nicht. Da erst drang die Gräfin v. Würben darauf, daß der Herzog sich nach Ludwigsburg übersiedeln solle, denn sie wollte im Schlosse bei ihm und mit ihm wohnen. Nur so dünkte es ihr möglich, ihn ungeschmälert allein zu beherrschen. Haben nicht schon Männer von hohem Geiste Alles daran gesetzt, um mit der Königsmacht auch den Königsnamen zu verbinden? Warum sollte also ein Weib nicht wünschen, auch im Glanze der Herrscherin aufzutreten, da sie deren Gewalt längst hatte? Darum genügte es der Gräfin v. Würben nicht, als man in den Fürstenbau, welcher ihr zur Wohnung eingerichtet und übergeben war, vom Schlosse aus einen bedeckten Gang herüberbaute, und somit diese beiden Gebäude durch eine Brücke gleichsam verband, so daß der Herzog seine Geliebte besuchen konnte, ohne deßhalb das Thor seines Schlosses verlassen zu müssen.

Das alte Schloß in Stuttgart, — zum Un-

terschied von dem neuen, das erst ungefähr 40 Jahre nach der Zeit, in der diese Geschichte spielt, erbaut wurde, — ist ein großes stattliches Gebäude. Seine mächtigen Quadern, seine runden, festen Thürme, seine Zinnen und Thürmchen, seine Schießscharten und engen Schneckengänge, die Altanen und vielerlei Zierrathen, die überall in Stein gehauen angebracht sind, erinnern lebhaft an längst vergangene Zeiten, wo die Fürsten und Herrscher noch hinter festen Mauern zu wohnen pflegten, und weniger auf die äußere Zierlichkeit und Pracht ihrer Wohnungen, als auf deren Festigkeit und Stärke stolz waren. Doch ist es nicht so alt, als es auf den ersten Blick sich dem Auge darbietet; denn erst unter Herzog Christoph ward es im sechszehnten Jahrhundert neu gebaut. Jetzt ist Manches daran verändert, obgleich es noch immer das Ansehen einer stolzen Ritterburg hat, der man einen neuen Zuschnitt zu geben versuchte; denn es sind einzelne Anbäue dazu gekommen, die ein Bischen angeflickt aussehen, und Gräben und Zugbrücken sind für immer verschwunden. Doch die größte Veränderung gieng im Innern vor. Denn die prachtvollen Rittersäle sind nicht mehr, die ganze Einrichtung ist eine andere, und die großen weiten Räume sind in eine Menge kleiner

Wohnungen für die Diener des Hofes verwandelt.

In den Zeiten, von denen wir sprechen, stand das Schloß noch in seiner alten Pracht, fest genug, um eine lange Belagerung auszuhalten, weitläufig genug, um auch die großartigste Hofhaltung darin zu führen. Doch jetzt war Alles still und wie ausgestorben; denn die Herzogin hatte nur wenige Diener um sich, und weder lustige Tanzweisen, noch geräuschvolle Vorbereitungen zur Jagd scheuchten die Eulen von den Thürmen, auf denen sie ihr Quartier aufgeschlagen hatten.

Der Prediger Osiander und der v. Witzleben giengen dem Schlosse zu. Die Fallbrücke ward niedergelassen, und unangerufen, ungehindert schritten sie die breite Treppe hinauf, die außer den beiden Wendeltreppen in den vordern Ecken zu den obern Gemächern hinaufführt. Diese breite Treppe ist wohl die einzige, die so eingerichtet ist, daß man zu Pferde und zu Wagen hinauf- und herabkommen kann. So brauchten die württembergischen Herzoge nur aus den Gemächern, die sie bewohnten, herauszutreten, um sich sogleich in das Gefährt oder auf das Pferd zu werfen, das ihrer harrte, und Herzog Eberhard Ludwig, ein trefflicher Reiter, war selbst nicht selten im Galopp die

Treppe herabgejagt, um sich ein Lächeln der Grävenitz zu erwerben, die unten bereits zu Pferde hielt, den Herzog auf die Jagd zu begleiten. Jetzt wird die Treppe nur noch von Fußgängern benützt.

Ohne Ceremonie wurden die Beiden von der Herzogin vorgelassen. Sie saß in einem großen Erkerzimmer, auf der Seite gegen Cannstadt zu, wo jetzt das neue Schloß steht und die königlichen Anlagen sich hinziehen. Es war eine schöne, hohe Frau, der man es kaum ansah, daß sie wohl schon vierzig Jahre hinter sich hatte. Doch hatte der Gram ihr edles Gesicht in Etwas gebleicht und den Glanz der Augen ein wenig getrübt. Nur zwei Edeldamen waren bei ihr; sie schienen mehr ihre Gesellschafterinnen zu seyn, als ihre Dienerinnen.

„Willkommen, frommer Herr!“ rief die hohe Frau dem Prediger zu. „Wen bringt Ihr uns in unsere Einsamkeit?“ — Es that dem v. Witzleben ordentlich wohl, auch einmal an einem Hofe seine Muttersprache reden zu hören; denn am Hofe Eberhard Ludwigs schien es, als ob die deutsche Sprache ganz verbannt wäre, und nur französische Zungen gehört werden könnten.

„Es ist der Ritter v. Witzleben, durchlauchtige Frau,“ sagte der Prediger. „Euer Durch-

laucht haben wohl schon von seinem Vater gehört, einem der treuesten Diener des herzoglichen Hauses, als er noch lebte.“

„Der Sohn wird dem Vater an Treue Nichts nachgeben,“ setzte der v. Witzleben hinzu, indem er der Herzogin nach damaliger Sitte knieend die Hand küßte.

„Ich kenne Euch schon näher, als Ihr meint, Herr Ritter,“ sagte mit sanftem Lächeln die Herzogin. „Ihr habt eine Freundin hier, die mir schon viel von dem schönen, blonden Jüngling erzählte, der sie vor Kurzem gar ritterlich hierher geleitete. Ich heiße Euch doppelt willkommen, als Eure Fürsprecherin.“

„Euer Durchlaucht,“ warf jetzt der Prediger ein, „erlauben vielleicht, daß die beiden Edeldamen sich entfernen. Wir haben Euer Durchlaucht etwas Wichtiges mitzutheilen.“

Auf einen Wink der Herzogin entfernten sich die beiden Frauen. Zwischen den Dreien begann nun eine lange, geheime Unterredung, in der hauptsächlich der Prediger Osiander das Wort führte. Er sprach von der langen und großen Unbill, welche die Herzogin erlitten, er sprach von der Pflicht, das Land von einem Weibe zu befreien, das Gott als schwere Prüfung über dasselbe gesandt habe, er sprach von der Gelegenheit, die jetzt geworden sey, diesen

Vorsatz ohne viele Gefährde auszuführen, und der v. Witzleben zog ein kleines Zettelchen hervor, und auf den Papierstreifen stand eine Einladung der Gräfin v. Würben auf ihr Schloß Freudenthal. Es war derselbe Zettel, den der junge Edelmann auf dem Maskenball erhalten hatte.

„Was ist leichter,“ sagte der Prediger eifrig, „als sie hier zu überfallen? Sie wähnt sich sicher, und um so sicherer können wir uns ihrer bemächtigen. Ihr benachrichtigt durch einen Reitenden Euern Bruder, den Herrn Markgrafen von Baden; der Kaiser ist ohnehin für uns; auch dem Herzog kann nur damit gedient seyn, die alternde Gräfin von sich entfernt zu sehen.“

„Ihr meint es ehrlich, guter Osiander,“ erwiederte die Herzogin; „aber Euer Oheim war kühner, als Ihr. Ist die Gräfin offen als Landesverderberin aufgetreten, so werde sie auch offen vor aller Welt gestürzt. Vor Jedermanns Augen lebte sie mit dem Herzoge, vor Jedermanns Auge werde sie auch gedemüthigt. Wohl will ich glauben, daß eine geheime Ueberrumpelung, wie Ihr sie vorschlagt, eher zum Ziel führen würde, aber wäre mir das eine Genugthuung? Das gute Recht ist auf unserer

Seite und Gott und meine Freunde werden mir schon dazu helfen."

Wiederum sprach der Prediger Osiander und er sprach lange und eindringlich. Aber die Herzogin blieb bei ihrem Sinne. „Ich will kein Mittel," sagte sie, „das nicht mit dem ehrlichen deutschen Character übereinstimmt."

Tiefe Ehrfurcht erfüllte den v. Witzleben für die Herzogin, und er kniete vor ihr nieder und sprach: „Hohe Frau! ich habe Euch stets gar hoch geachtet und Euer Unglück war tief in mein Herz gegraben; aber solch' edle Gesinnung erhebt Euch über alle andere Menschen. Wer sollte da nicht mit Freuden sein Blut und Leben dran setzen, daß Euch Euer Recht zukomme?"

Die Herzogin entließ sie gnädig. — Aber der Prediger Osiander hatte noch eine lange Unterredung mit dem v. Witzleben, an der auch der Graf v. Werdenheim, der inzwischen heimgekehrt war, Theil nahm. Sie schienen dem jungen Mann zu Etwas zuzureden, woran er lange nicht wollte. Doch endlich gab er nach.

„Meinetwegen," rief er, „ich will's thun, weil Ihr es haben wollt; ich will sie sehen, will sie sprechen, will ihren eckelhaften, verpesteten Athem ertragen; aber auf Eure Verantwor-

tung; denn Ihr werdet sehen, es führt zu nichts Gutem, so sehr Ihr auch dessen gewiß zu seyn glaubt.“

Fast unmuthig nahm er Abschied und ritt nachdenklich Ludwigsburg zu. Nicht weit von der Stadt aber begegnete er dem v. Stutenheim, der in gewaltiger Eile nach Stuttgart hinflog. Was dieser dort wollte? Es kümmerte ihn wenig, denn er hatte zu viel mit seinen eigenen Gedanken zu thun.

X.

Welchem von uns Beiden
Wendet sich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln soll's entscheiden, —
Schwert heraus, entscheide du!

H. Heine.

Es war den Vormittag des andern Tages, da gieng der v. Witzleben unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Bald maß er die Stube mit großen Schritten, bald gieng's wieder langsam und bedächtig und manchmal blieb er auch

ganz stehen, wie es bei Menschen der Fall ist, denen Etwas das Gemüth heftig erregt hat. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick in einen Brief, den er so eben erhalten zu haben schien, und der Brief mochte wohl Angenehmes und Unangenehmes zugleich enthalten; denn jetzt drückte er ihn zärtlich an seine Lippen und nun murmelte er wieder etwas zwischen den Zähnen, das fast wie ein Fluch klang.

Sein Diener Georg trat ein.

„Hast Du ihn getroffen," rief ihm der v. Witzleben hastig entgegen; „was hat er geantwortet? Wird er kommen? So antworte doch, Du Schlingel! Aber zum Teufel," fuhr er fort, indem er einen Blick auf den ehrlichen Burschen warf und ihn verwundert betrachtete, „was hast Du denn? Du siehst ja so verwirrt aus, als hätte Dich die Tarantel gestochen."

„Gnädiger Herr!" stotterte Georg, „der Herr v. Stutenheim wird im Augenblicke hier seyn. Er schien verwundert ob Eurer Bitte, und meinte, es schicke sich besser für ihn, Euch zu besuchen, als daß Ihr ihm aufwartet. Aber ...." Hier schwieg er verlegen.

„Gut, gut!" rief der v. Witzleben und sein Auge leuchtete. „Doch was soll Dein Aber? So sprich doch, was hast Du auf dem Herzen?"

„Gnädiger Herr!" sagte der Diener, „es muß

heraus, und wenn Ihr nicht helft, so ist Alles verloren. Ihr wißt, ich habe in der letzten Zeit Euch manchmal um einen halben Tag Urlaub gebeten, und da bin ich denn alle Mal nach Lauffen geritten; denn — Ihr erinnert Euch wohl noch des Wirths Töchterlein? Nun das Mädchen ist mir gut, und wenn mein gnädiger Herr seine Einwilligung gegeben hätte — aber nun ist Alles aus.“ Und bei diesen Worten seufzte der ehrliche Diener tief auf.

„Armer Junge!“ sagte der v. Witzleben mitleidig; „so ist sie Dir untreu geworden?“ Georg schüttelte mit dem Kopfe. „Oder ist vielleicht der Vater dagegen? Ei, da wollen wir schon helfen; der lustige Hirschwirth soll mir sie nicht abschlagen, wenn ich für Dich den Brautwerber mache.“

„Ach, es ist nicht das, gnädiger Herr,“ seufzte Georg, „es ist ja etwas viel Aergeres. Das arme Lieschen ist verschwunden oder vielmehr ganz gewiß geraubt worden. Aber darf ich Euch nicht den Vater hereinführen? Der kann Euch die Sache auseinandersetzen, denn ich weiß sie eigentlich selbst noch nicht so genau.“

„Wie? der ehrliche Hirschwirth ist selbst hier?“ rief der v. Witzleben, „nur schnell herein mit ihm; der Schrecken hat Dir gewiß den Kopf

verrückt, und die Sache ist nicht halb so arg, als Du Dir sie vorstellst.“

Georg entfernte sich eilends und kehrte im Augenblicke mit unserm alten Bekannten, dem Hirschwirth von Lauffen, zurück. Der alte, dicke Mann schien sehr angegriffen; dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirne; denn er war zu Pferde von Lauffen nach Ludwigsburg geeilt und das ungewohnte, schnelle Reiten mochte ihm nicht gut behagt haben. Doch schien ein Seelenleiden ihn noch tiefer zu drücken, denn sein Auge war naß, und seine Miene drückte tiefen Kummer aus.

„Erzähle, guter Alter!“ sagte der v. Witzleben und reichte ihm gutmüthig die Hand; „fasse Dich, was ist's mit Deinem Lieschen?“

Der ehrliche Wirth mußte sich erst ein Bischen verschnaufen, denn er war so eben erst angekommen, und hatte dem Georg in der Eile mitgetheilt, was dieser berichtet hatte. Nunmehr setzte er die Sache weitläufig auseinander und erzählte, was er selbst wußte.

„Du wirfst da eine schwere Anklage auf die beiden Herrn,“ sagte er zu Georg, indem er nachsinnend im Zimmer auf- und abgieng. „Ueberlege wohl, was Du thust; im Ganzen genommen aber erscheint mir die Sache nicht so unwahr-

scheinlich. Es ist mir keiner von Beiden zu gut dazu."

„Gewiß ist es so," versicherte der Wirth. „Der Schreiber ist schon lange um mein Lieschen herumgeschwenzelt, und seitdem er gar in die besonderen Dienste der Gräfin v. Würben gekommen ist, — Ihr wißt wohl von dem Abende her, da Ihr bei mir einkehrtet, — da war's gar nicht mehr mit ihm auszuhalten, und weil ihn mein Lieschen nicht ausstehen mochte, so drohte er ihr oft, sie würde schon erfahren, was es heiße, einen Günstling der Frau Gräfin abzuweisen. Der v. Stutenheim sey sein intimer Freund und Beschützer, und wenn's nicht im Guten geschehe, so könne man wohl auch gezwungen werden. Gewiß, gnädiger Herr, die Beiden haben sie geraubt, ich wollte die Hostie darauf nehmen; denn man wollte den Schreiber schon seit gestern Abend in Lauffen bemerkt haben. Herr," setzte er, in Thränen ausbrechend, hinzu, „es ist mein einziges Kind, Ihr wißt nicht, wie einem Vater zu Muthe ist, wenn er sein einziges Kind verliert!"

„Beruhige Dich, Alter," tröstete der v. Witzleben, „ist es so, wie Du sagst, so sollen mir die beiden Schurken schon Rede stehen."

Eben meldete ein Diener den Edlen v. Stutenheim.

„Gerade Recht," sagte der v. Witzleben, „bleibt Ihr zwei nur da," wandte er sich an Georg und den Wirth, „Ihr könnt nun selbst hören, wie's steht."

Der v. Stutenheim schien etwas bestürzt, als er den Hirschwirth erblickte; doch verließ ihn seine Unverschämtheit nicht einen Augenblick.

„Ihr kommt wie gerufen, edler Herr v. Stutenheim," rief ihm der v. Witzleben entgegen. „Ihr kennt wohl meinen Freund hier?" sagte er, das letzte Wort betonend, indem er auf den Wirth hinzeigte. „Wäret Ihr wohl so gütig, mir angeben zu wollen, wo Ihr sein Töchterlein habt?"

„Eine sonderbare Frage!" antwortete der v. Stutenheim; „steht es in meinem Pouvoir, zu wissen, wo alle Wirthstöchterchen im Lande sind?"

„Nehmt mir die Frage nicht übel, edler Herr Kammerherr!" sagte der v. Witzleben wiederum mit sardonischem Lächeln, indem er näher auf den v. Stutenheim zutrat, „aber ich habe meine besonderen Gründe, so zu fragen. So antwortet mir also gerade aus, wo habt Ihr oder Euer gar sehr ehrenwerther Freund, der Schreiber, den Ihr in der Gräfin v. Würben Gunst versetzt habt, das Mädchen? Merkt es Euch wohl," fuhr er mit bitterm Ernst fort,

„Ihr kommt nicht aus dieser Stube, bis Ihr die verlangte Auskunft ertheilt habt.“

Er gieng zur Thüre und schloß sie von Innen ab.

„Ihr nehmet ja gewaltigen Antheil an der Dirne, Herr Ritter,“ sagte der v. Stutenheim, die verlegene Angst unter Lachen zu verbergen suchend; „könnte sie nicht mit einem Liebhaber auf und davon seyn? Euer Herz scheint affligirt zu seyn und — weil Ihr so sehr darauf drängt,“ sprach er weiter, indem er seinen Worten Würde zu geben versuchte, „so möget Ihr es immerhin wissen, sie ist auf Befehl der Gräfin v. Würben verhaftet worden, denn sie erlaubte sich ungünstige, ja höchst meprisante und frevelhafte Aeusserungen über Ihre Excellenz.“

„Seit wann verhaftet man denn ein Mädchen deßhalb, und bei Nacht und Nebel?“ fragte noch nicht zufrieden gestellt der v. Witzleben mit sarcastischem Tone: „Wär's nicht auch möglich, Ihr oder Euer nobler Genosse hättet das arme Kind für Euch unter jenem Vorwande gestohlen? Man scheint an diesem Hofe über manche Dinge anders zu denken, als wir ehrlichen Württemberger es sonst gewohnt waren, und Ihr, edler Herr v. Stutenheim, scheint mir eben nicht der Mann zu

seyn, der eine kleine oder große Lüge scheut, um damit durchzukommen.“

„Ihr werdet beleidigend, Herr Ritter,“ rief nun der v. Stutenheim, indem er sich in die Brust warf. „Ich werde Euch ob der Impertinance zu Rede stellen lassen. Ueber das Mädchen mögt Ihr die Gräfin v. Würben befragen, sie wird Auskunft darüber zu geben wissen. Eine weitere Declaration ist mir nicht möglich.“ Damit wandte sich der v. Stutenheim um, und gieng der Thüre zu.

„Haltet noch ein wenig, edler Herr,“ sagte der v. Witzleben kalt, aber man hörte es seiner Stimme gar wohl an, daß in seinem Innern der Zorn kochte. „Noch habe ich mit Euch ein paar Wörtlein zu reden, doch hiezu bedarf es keiner Zeugen. Entfernt Euch,“ sagte er zu Georg und dem Wirthe, „doch wartet draussen, bis ich mein Geschäft mit dem edlen Herrn da abgemacht.“

Wiederum schloß er die Thüre hinter den Abgehenden, und dem v. Stutenheim ward nicht wohl zu Muthe bei diesen Vorbereitungen.

„Ihr waret gestern in Stuttgart?“ redete der v. Witzleben seinen Halbgefangenen an, indem er hart auf ihn zutrat. „Ihr warbet um die Tochter des Grafen v. Werdenheim?“

„Es scheint,“ erwiederte der v. Stutenheim,

indem er seine Verlegenheit in einem trotzigen Ton zu verbergen suchte, „ich soll Euch heute über all' mein Thun und Lassen Rechenschaft geben. Was geht es Euch an, wenn ich um die Gräfin v. Werdenheim werbe?“

„Doch etwas,“ sagte der v. Witzleben mit verbissenem Grimme. „Wie denn, wenn ich selbst auch ein Werber um die Hand der Gräfin wäre?“

„Nun gut,“ war die Antwort des in die Enge getriebenen Stutenheim, „so mögen wir Beide versuchen, wer mehr Fortüne hat. Die Gräfin wähle und der Verlierende sey es zufrieden.“

„Gesprochen, wie ich es von einem Cavalier erwartete,“ meinte der v. Witzleben spöttisch. „Wenn nun aber das Fräulein sich schon entschieden hätte? Wenn es Leute gäbe, die durch Drohungen mit dem Zorn des Herzogs ihr Ziel zu erlangen suchten? Wie dann, edler Herr?“

„Ich verstehe Euch nicht, Herr v. Witzleben!“ versetzte der v. Stutenheim in der größten Verlegenheit. „Meine Conduite . . . .“

„So lest einmal jenen Brief,“ sagte Jener; „ich habe ihn heute Morgen durch einen Reitenden empfangen.“

Der v. Stutenheim las und ward bald blaß, bald roth.

„Nun, Herr v. Stutenheim,“ sagte der Ritter v. Witzleben, nachdem Jener den Brief gelesen hatte, „ist das eine Freiwerberei, wie sie sich für einen Edelmann geziemt? Ich will kurz seyn: wollet Ihr mir Wort und Handschlag geben, daß Ihr die Gräfin künftig mit Euren Anträgen verschont?“

„Nie,“ sagte der v. Stutenheim entschlossen, „die Gräfin v. Würben hat sie mir zugesagt.“

„Gut,“ versetzte der Ritter trocken, „so werdet Ihr mir wenigstens einen kleinen Gang im Freien nicht versagen? Doch nicht auf die leichte Art, wie letzthin im Schloßgarten. Ihr habt damals von der Dame, die Ihr nun zum Weibe begehrt, auf eine Weise gesprochen, die mir wohl auch noch erlaubt, eine kleine Rechenschaft an Euch zu fordern; also Ihr oder ich; bestimmt Zeit und Ort.“

Der v. Stutenheim war nicht feige, aber er hatte bei dem kurzen Kampfe im Schloßgarten seinen Gegner und dessen Gewandtheit und Kraft wohl kennen gelernt. Doch jetzt blieb ihm kein Ausweg.

„C'est un homme déterminé,“ sagte er leise für sich, „il ne faut pas le pousser à bout. In acht Tagen,“ fuhr er laut fort, nach kur-

zem Besinnen, „am Morgen, im kleinen Gehölze hinter dem Park.“

„Ihr schiebet die Sache etwas lange hinaus,“ meinte bitter der v. Witzleben; „doch immerhin; allein das sage ich Euch, v. Stutenheim, so Ihr nicht erscheint, so machet Euch auf Dinge gewärtig, die Euch Euern Aufenthalt hier in Etwas entleiden möchten.“

So schieden sie. — Der v. Stutenheim aber suchte den Schreiber auf und nach kurzer Unterredung ward beschlossen, die Gräfin v. Würben von dem in Kenntniß zu setzen, was sie über des Wirthes Töchterlein von Lauffen ausgesagt. Noch an demselbigen Tag ward diese aus dem Versteck, in dem sie gehalten war, nach Schloß Neuffen gebracht bis auf Weiteres. —

XI.

Es zogen drei Reiter die Straße daher,
Ein Vierter kam ihnen da in die Quer;
«Herr Reiter, wendet Euch links geschwind,
Wir Dreie, wir sind nach Rechts gesinnt.»
Altes Volkslied.

Vier Stunden von Ludwigsburg liegt am Fuße eines hohen Berges, der Heuchelberg genannt, in einem schönen Thale ein kleines Dörflein. Seine liebliche Lage, sein offenes freundliches Aussehen haben ihm wohl mit Recht den Namen Freudenthal erworben. Das Dörflein ist jetzt von vielen Juden bewohnt, im Uebrigen aber sieht es öde darinnen aus. Vor einigen Jahrzehenten jedoch gieng's dort so lustig und lärmend zu, als nur irgend je auf einem Lieblingsaufenthalte eines Fürsten. Der erste König von Württemberg, Friedrich I., hatte es zu seinem Lustsitze erhoben, und bedeutende Verschönerungen und Vergrößerungen an Schloß und Anlagen vorgenommen. Allein schon vor hundert Jahren stand das Schloß,

wenn gleich geringer an Umfang; schon vor hundert Jahren lustwandelte man in den Anlagen daselbst, wenn diese gleich keinen so großen Umkreis umschlossen, als jetzt. Schloß und Dorf Freudenthal gehörten damals der Gräfin v. Würben.

Auf dem Wege nach Freudenthal, der über Bietigheim auf der Straße gen Erligheim über einen Bergräcken sich hinzieht, ritt ein Herr mit zwei Dienern; doch schien Einer derselben in besonders nahem Verhältniß zu dem Herrn zu stehen, denn er ritt diesem stets zur Seite, und war augenscheinlich im angelegentlichsten Gespräche mit ihm begriffen, während der andere Diener immer in bescheidener Ferne zurückblieb. Plötzlich jedoch sprengte Dieser sein Pferd vor zu den beiden Erstern hin, und rief diesen etwas zu, das wichtig genug schien, um auch den andern Diener zu bewegen, ebenfalls nun hinter dem Herrn zurückzubleiben. Es war ein einzelner Reiter, der hinter ihnen im schnellsten Ritte herbeieilend diese Veränderung hervorbrachte. Auch ritten nun die Drei etwas schneller zu, wie um von Dem hinter ihnen nicht eingeholt zu werden. Doch dieser trieb sein Pferd zu immer größerer Eile und war bald an der Seite der voranreitenden Gesellschaft.

„Hei," rief er, „Herr Ritter, Ihr reitet ja, als wolltet Ihr einem Feinde entfliehen, und doch ist's Euer bester Freund, der Euch aufsucht."

Der Angeredete wandte sich um und erkannte alsbald dem Mann, welcher uns bis jetzt unter dem Namen des buschigten Peters bekannt ist. Die Begegnung schien ihm eben nicht willkommen zu seyn, denn er fuhr den Neuangekommenen etwas hart an.

„Wie magst Du es wagen, Dich einen Freund eines Edelmannes zu nennen," sagte er, „sehe ich denn aus, als ob ich mit Vagabunden und Wegelagerern mich abgäbe?"

„Ihr nehmet das Wort etwas spitzig auf, gestrenger Herr," erwiederte der buschigte Peter halb spöttisch. „Freilich ist auch ein großer Unterschied zwischen uns Beiden, und der arme Mann, der fast geächtet im Lande sich herumtreibt, darf's nicht wagen, einen Andern Freund zu nennen, und wenn er ihm auch die besten Freundschafts-Dienste schon erwiesen hätte."

„Höre, Du alter Bursche," rief jetzt der v. Witzleben, denn er war der Edelmann, indem er sein Pferd anhielt; „dort geht ein Weg rechts, dieser hier geht gerade aus. Wähle den Einen und trolle Dich fort. Es mag seyn, daß Du mir ein oder zwei Male einen Deiner so-

genannten Freundschafts-Dienste erwiesen hast; ich habe nie darnach verlangt, aber — hier ist Gold; nimm," und damit warf er ihm eine volle Börse zu — „es wird genug seyn, um Dich eine Zeitlang ehrlich zu ernähren. Doch unterstehe Dich nie, zu sagen, daß Du den Witzleben Freund genannt, wenn Du nicht willst, daß er Dir die Kehle mit dem Schwerte zuklebe, daß sie ferner kein Wort mehr hervorbringe."

Da die Diener des v. Witzleben sahen, wie es leicht zu etwas Ernstem kommen könnte, ritten sie rasch voran, und stellten sich ihrem Herrn zur Seite; doch der alte, rauhe Geselle machte weder Miene abzuziehen, noch das Geld aufzuheben.

„Ihr seyd zu Drei," sagte er gelassen, und seine Miene nahm fast einen würdigen Ernst an; „ich bin Einer. Aber meint Ihr damit den buschigten Peter zu ängstigen? Da sind ein Paar Freunde," fuhr er fort und klopfte auf ein Paar lange Reiterpistolen im Sattelhalfter, wie man sie damals auf Reisen bei sich zu führen pflegte, „diese würden mich schon gegen Eure Schwerter schützen, wenn's zum Aergsten kommen sollte. Doch was wollt Ihr von mir? Bin ich denn hergekommen, um Euch etwas zu Leide zu thun? Macht kein so drohendes Ge-

sicht, Herr Ritter, und greift nicht nach dem Schwerte, ich will Euch eine Geschichte erzählen, und Ihr sollt mich bald selbst willkommen heißen.“

Nun blieben seine Augen plötzlich auf einem der Diener haften. Es war derselbe, welcher vorhin an des v. Witzleben Seite geritten war.

„Wie?“ rief er jetzt aus, und seine Miene nahm wieder den Zug des beißenden Spottes an, der ihn dem v. Witzleben so unangenehm machte. „Der Herr Graf v. Trautmannsdorf in eines Dieners Kleidern? Wahrhaftig, eine drollige Geschichte! Wenn man das am Hofe des Herzogs Eberhard Ludwig erzählte, er würde sich baß freuen, daß die allergnädigste Frau, seine erlauchte Mätresse, nun auf einmal zwei neue Liebhaber gewonnen hat, statt Eines.“

„Bursche, Du wirst immer unverschämter,“ riefen aus Einem Tone, ihre Degen ziehend, die beiden Edelleute, denn der v. Trautmannsdorf war es wirklich. „Fort, oder Du bist des Todes.“

Doch der Geselle antwortete ruhig: „Besänftiget Euch, edle Herren! es war nicht so böse gemeint. Habe ich auch in den Worten gefehlt, so habe ich doch in der Sache Recht. Oder reitet Ihr nicht etwa gen Freudenthal,

Herr Ritter v. Witzleben, um der Frau Gräfin v. Würben einen Besuch zu machen? Steckt nur immerhin Eure Degen ein und lasset uns weiter reiten, es möchte uns sonst leicht da Jemand begegnen, dem es gar wundersam däuchte, wenn wir hier auf der Straße hielten, um spitzige Redensarten zu wechseln. — Droht mir nicht von Neuem, Herr Ritter! Wenn Ihr mir nicht binnen einer Viertelstunde von freien Stücken erlaubt, bei Euch zu bleiben, so gebe ich Euch mein Wort darauf, ich werde mich ohne Geheiß entfernen. Oder meinet Ihr etwa, mein Wort sey Nichts werth, weil Ihr mich einen Wegelagerer nennt? Da habt Ihr meine Pistolen, schießt mich nieder, wie einen Hund, wenn ich Euch nicht halte, was ich Euch versprochen."

Die Edelleute sahen sich an, und der v. Witzleben brach in ein lautes Gelächter aus. „So reite nur immerhin mit," sagte er, seine alte Laune wieder gewinnend, „behalte Deine Pistolen, erzähle Deine Mähre, und wir wollen sehen, was Du Wichtiges weißt."

Sie ritten nun eine gute Strecke in eifrigem Gespräche begriffen, und der aufdringliche Mensch schien doch nichts so Unwichtiges zu erzählen, denn die beiden Edelleute dachten nicht mehr daran, ihn fortzuschicken.

„Wunderlich kommt es mir bei alle dem vor," sagte endlich, nachdem der buschigte Peter geendigt hatte, der v. Trautmannsdorf, „wie Du das Alles erfahren haben kannst?"

„Ei, Herr Graf," war die treuherzige Antwort, „es kommt Manchem in diesen Zeiten Vieles wunderbar vor, denn die Zeiten selbst sind gar wunderbar und absonderlich zu nennen. Doch wenn ich weiß, daß die Gräfin v. Würben den Ritter v. Witzleben nach Freudenthal bestellte, hat sich's denn da etwas Besonderes? Ist es doch nicht das erste Mal, daß die Gräfin dort verliebte Zusammenkünfte hält? Oder ist's vielleicht auffallend, daß ich glaube, der Herr Ritter sey nicht gar sehr gesonnen, der Gräfin zu Willen zu seyn? Müßte ich ja doch sonst wähnen, der Herr Ritter habe keine Augen im Kopfe, und wisse eine alte Rohrdommel nicht von einer Nachtigall zu unterscheiden! Oder dünkt Euch das sonderbar, daß ich in Erfahrung gebracht, der hergelaufene Mecklenburger v. Stutenheim führe Etwas gegen Euch im Schilde? Ist's ja doch offenkundig genug, daß der Herr v. Witzleben ihn zum Kampfe gefordert, und solch ein Lump wagt's nicht, im ehrlichen Streite aufzutreten! Zudem um ein paar Goldgulden kann man der-

zeit alle Geheimnisse der Welt erfahren, und am allerbesten die am Hofe zu Ludwigsburg."

Der Graf v. Trautmannsdorf schien noch nicht ganz befriedigt. „Ich will Dir glauben," sagte er; „aber wenn sich auch Alles so verhält, und in der That, es läßt sich gut auf diese Art erklären, so hast Du uns doch noch nicht gesagt, warum Du Dich gerade um unser Thun und Treiben so angelegentlich bekümmerst? — Das Gerücht, das von Dir geht, und Alles, was man von Dir sagt, sollte und kann nicht gerade Vertrauen zu Dir erwecken, und doch hast Du uns schon einige Male plötzlich aus der Noth geholfen, so daß wir Dir auch jetzt nicht mißtrauen können."

„Edler Herr!" erwiederte der rauhe Bursche mit fast trübem Tone, „ich könnte Euch wohl den Grund sagen, und Ihr erfahrt ihn vielleicht auch späterhin einmal. Es mag gar wohl seyn, daß Ihr nichts Gutes von meiner Person erfahren habt, denn man spricht von mir im Lande gar vielerlei; doch es ist nicht immer Alles so, wie es aussieht. Tragt Ihr ja doch selbst gegenwärtig eine Kleidung, unter welcher wohl Niemand einen Grafen vermuthen würde!"

„Wie? was? wieder ein Geheimniß?" rief

lustig der v. Witzleben; „am Ende gar die Geschichte von einem verkleideten Prinzen.“

„Es ist ein gut Ding um ein lustiges Gemüth,“ sagte traurig der buschigte Peter. „Ich wünsche Euch von Herzen, Herr Ritter, Eure Laune möge nie getrübt werden.“ —

Sie waren nun nahe an Freudenthal angelangt.

XII.

Sind das die keuschen,
Die blumenzarten Lippen von Maria?

H. Heine.

Und es begegnete ihm ein Weib in ihrem Schmucke, listig, wild und unbändig; und erwischte ihn und küssete ihn unverschämt, und sprach: ich habe mein Bette schön geschmücket mit bunten Teppichen; ich habe mein Lager mit Myrrhen und Aloe besprenget; komm', laß uns genug buhlen bis an den Morgen, und laß uns der Liebe pflegen, denn der Mann ist nicht zu Hause.

Sprüche Salomonis.

Die Anlagen des Schlosses von Freudenthal

waren rings von einer hohen Mauer umschlossen, und kein Neugieriger konnte gewahren, was innen vorgieng. So denke ich mir die Gärten des Serails in Constantinopel, und darum erregt eine hohe, düstere Mauer immer in mir ein heimliches Interesse, zu schauen, was hinter dem Vorhang vorgehe! — Von dem Schlosse her führte ein breiter Gang in die Anlagen, und diese waren von manchen Wegen vielfach durchkreuzt, so daß der Garten dadurch ein lichtes, freundliches Aussehen bekam. Aber auch manch' traulicher Platz war in demselben angebracht, wie dazu geschaffen, ein liebendes Paar in kosendem Gespräche zu bergen. Nur ein einziges Pförtchen war an der Seite gegen den Berg hin in die Mauer gehauen, aber dieser Eingang schien gar wenig benützt zu seyn, wenigstens war es nicht d e r Eingang, durch welchen es der Dienerschaft erlaubt war, den Garten zu betreten. Hatten ja doch nur Wenige einen Schlüssel zu dem Pförtchen; einen der Herzog Eberhard Ludwig, einen zweiten die Gräfin v. Würben. Doch für heute Abend schienen es der Schlüssel drei zu seyn, oder hatte vielleicht die Gräfin dem v. Witzleben den Ihrigen in jener Ballnacht mit dem Billetchen übermacht? — Die vier Reiter hielten an dem Pförtchen, der v. Witz-

leben schloß auf, und sie zogen ihre Rosse hinter sich drein in den Garten. Der v. Witzleben verschloß die Thüre wieder von innen und gieng alsbald allein dem Schlosse zu. Die Andern aber blieben zurück, und Georg und der buschigte Peter hielten Wache an dem Pförtchen.

„Gebt nur das Zeichen,“ rief der buschigte Peter dem Abgehenden nach, „und wir sind gleich bei der Hand, Euch zu Hülfe.“

Dem v. Witzleben war nicht ganz wohl zu Muthe: doch sein heiterer Sinn, sein lebhafter Geist wußte bald die aufkeimenden Gedanken von Besorgniß zu zerstreuen.

„Eine tolle Geschichte ist's immer,“ sagte er zu sich selbst, gleichsam um sich aufzumuntern. „Da trete ich in dieß Schloß hinein, wie ein Dieb in der Nacht, und bin Liebesbote geworden für meinen Freund Max, und ich selbst bin so ein Stück von einem unfreiwilligen Liebhaber, oder gar noch etwas Schlimmeres. — Wahrhaftig! wenn's nicht seyn müßte und wenn ich's nicht versprochen hätte, ich würde mich vor mir selbst schämen, und noch mehr vor Julien.“ Als er an diesen Namen gekommen war, blieb er wie von einer unsichtbaren Macht gehalten stehen, und fast hätte er auf dem Fuße wieder umgekehrt; denn so sehr hat

der Name der Geliebten Gewalt über den Mann, daß er auch vor dem kleinsten Schritte zurückbebt, den er nicht glaubt, vor ihr verantworten zu können! „Doch," sprach er weiter, „was würde man sagen? Hieße es nicht, ich wäre nur umgekehrt aus Angst vor den Söldnern, die mir der Herzog belieben wird, nachzusenden, wenn anders der alte Geselle die Wahrheit gesprochen hat?"

Mit diesen Worten, die ihm der Ehrgeiz, oft stärker noch als die Liebe, eingab, schritt er rasch vorwärts und eilte eine breite Treppe hinan, die vom Garten in das Schloß führte. Eine alte Dienerin trat ihm entgegen. Sie schien ihn erwartet zu haben.

„Herr Ritter v. Witzleben, ohne Zweifel?" sagte sie, mit tiefer Verbeugung ihn begrüßend.

„Derselbe und kein Anderer," erwiederte dieser rasch; „doch halt, alte Hexe, schöne Jungfrau wollte ich sagen," verbesserte er sich selbst. „Ich muß dem häßlichen Weibsbilde nur schmeicheln," murmelte er für sich hin, „sonst komme ich nicht zum Zwecke, und doch wollte ich, der Teufel holte sie sammt ihrer Herrin; aber solcherlei Gesindel kennt nur einerlei Ueberredungsart." Damit zog er einige Goldstücke aus der Tasche und hielt sie der Alten zwischen den Fingern vor. „Diese Goldstücke sind Dein,"

sprach er laut weiter, „und ich verdoppele sie Dir, willst Du mir einen Gefallen erweisen.“

Die Alte griff hastig nach dem Gelde und nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ich weiß,“ sprach der v. Witzleben, indem er nahe auf die Dienerin hintrat, „daß Fräulein Isabella v. Webern hier im Schlosse wohnt. Bringe ihr dieß Briefchen und Du sollst das Dreifache haben, wenn Du's sogleich thust und ohne Jemanden eine Sylbe davon zu sagen.“

Die Dienerin hob verwundert den Kopf. „Woher wißt Ihr, edler Herr . . . .?“

„Frage mich nicht, thue, was ich Dir sage, hier ist Dein Geld und nun führe mich zu der Gräfin v. Würben.“

Die graue Dienerin sackte begierig das Geld ein, und meinte, so einem schönen Herrn könne man Nichts abschlagen, und sie geleitete ihn zu der Herrin, die seiner längst wartete. Dann aber entfernte sie sich wieder schleichenden Trittes, und betrat einen andern Flügel des Schlosses und die schöne Isabella erhielt die Zeilen ihres Geliebten, des Grafen v. Trautmannsdorf, und wenige Minuten darauf war sie schon auf dem Wege und auf der Treppe zum Garten. Die Alte aber war der Gräfin vertrauteste Dienerin, die schon seit Jahren dieß Schloß bewohnte und gar oft und viel der jungen Ritter Einen zu der

Herrin geführt hatte, denn in Freudenthal hielt die Gräfin v. Würben ihre heimlichen Orgien, eine Betrügerin am Herzoge wie an dem ganzen Lande! Wie die Herrin, so die Dienerin.

* * *

In einem kleinen Gemache harrte die Gräfin v. Würben des v. Witzleben. Es gab wohl viel größere und prächtigere Gemächer auf dem Schlosse; aber wer die Ordnung in diesem Zimmer getroffen hatte, der mußte sich wohl darauf verstehen, was man zum Reize der Sinne braucht. Es herrschte darin jenes träumerische Dunkel, jene wollüstige Atmosphäre, welche durch herabgelassene Gardinen, durch üppige Divans und durch Räucherwerk der feinsten Gattung hervorgebracht werden. Alle Geräthe waren von der kostbarsten Art und zeugten von der schwerfälligen, mit Vergoldung überladenen Pracht, welche zu den Zeiten des üppigsten Königs von Frankreich, Ludwigs XIV., eingeführt wurde.

Als der v. Witzleben eintrat, lag die Gräfin halb ausgestreckt auf einem der schwellenden Sopha's, die zu jener Zeit von Paris aus in Deutschland unter den Reichsten einheimisch geworden waren. Ihre Kleider hatten sich halb verschoben, und von dem üppigen, übervollen Gliederbau war mehr zu schauen, als sonst von

züchtigen Damen selbst im Schlafe gezeigt wird. Bunte Blumen waren in das Haar geflochten, wie das damals bei vornehmen Frauen Sitte war, wenn sie sich im höchsten Putze zeigen wollten. Der Busen lag fast ganz entblößt, und unter demselben in dem Gürtel, der den Leib umschloß, stack eine große Bandschleife, ein sogenannter Postillon d'amour und inmitten desselben ein Blumenstrauß, den man coq à cheval nannte. Arlequinsbänder von den buntesten Farben zierten den übrigen Anzug. Das Weib mußte einmal schön gewesen seyn; noch jetzt konnte sie den Lüstling, der keusche Liebe nicht kannte, zur Sinnlichkeit reizen. Sie hatte die Augen halb geschlossen, wie in süßer Erwartung; aber die gespannten Züge des geschminkten Gesichtes, der sich immer schneller und schneller hebende Busen zeigten deutlich, daß sie wache.

Der v. Witzleben erschrack fast, als er der Gräfin in dieser Lage ansichtig wurde. Er blieb an der Thüre stehen und erwartete ihre Anrede.

„Nur näher, mein Freund,“ sagte endlich das lüsterne Weib mit dem weichsten, flüsterndsten Tone, der in ihrer Gewalt lag. „Warum denn so blöde? Komm, setze Dich zu mir.“

Das Blut stieg dem v. Witzleben in die

Wangen; doch er faßte sich. Sein Humor erwachte und er begann, die Sache von dem lächerlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten.

„Euer Excellenz träumen,“ sagte er mit fast scherzendem Tone. „Es ist nicht der Herzog, es ist nur der Ritter v. Witzleben, der vor Euch steht, und Eure Befehle erwartet.“

Und wie vom Schlafe erwachend erhob sich die Gräfin, und richtete sich halb auf und ihre Kleider verschoben sich noch mehr, und der leichte Schleier, der ihren Busen noch halb bedeckt hatte, verlor sich jetzt gänzlich.

„Ah! Siehe da, Herr Ritter v. Witzleben!“ sagte sie wie verwundert. „Nun, das ist eben nicht schön, Herr Ritter, Frauen im Schlafe zu überfallen,“ zankte sie, als ob sie böse wäre, und doch leuchteten ihre Augen so freundlich und begierig, und ruhten so lüstern auf dem jungen Mann, als wollten sie an ihm haften bleiben. „Was führt Euch hierher?“ fuhr sie fort, als der v. Witzleben noch immer schwieg. „Ich würde mich in der That glücklich schätzen, wenn ich Euch in Etwas dienen könnte, es sey auch, in was es wolle.“

Die Reihe des Verwunderns war nun an dem v. Witzleben; denn so weit er auch schon herumgekommen war, so war seine Seele doch rein geblieben und er kannte die frivole Weise

der Frauen, wie sie am französischem Hofe eingeführt worden war, noch nicht.

„Edle Frau,“ erwiederte er endlich, „das wollte ich von Euch erfahren, was ich hier thun soll. Denn Ihr wißt gar wohl, daß ich von Euch den Bescheid erhielt, heute hier zu erscheinen.“

„Euer Herz scheint Euch eben nicht zur Folgsamkeit getrieben zu haben,“ sagte die Gräfin lächelnd. „Doch warum thut Ihr so fremd? Ist es denn Sitte, daß die Geladenen an der Thüre stehen bleiben, um uns immer in der Angst zu lassen, ob sie nicht im nächsten Augenblicke entfliehen wollen? Bin ich vielleicht ein so furchtbarer Feind, dem ein Mann, wie der Ritter v. Witzleben, nicht gewachsen wäre?“

Und ihre Hand winkte ihm näher, und der Ritter gehorchte und er mußte sich neben sie setzen, hart neben sie auf das Sopha, und wenn er die Augen aufschlug, so sah er nothgedrungen die entblößten Schönheiten, die für ihn keine waren, und ihr Athem berührte ihn, wenn er zu ihr sprach, und es war kein Athem, wie ihn Rosen und Lilien ausathmen.

„Wie gefällt es Euch an unserm Hofe?“ begann sie die Unterredung. „Fast dünkt es mich, wir sehen Euch nicht so oft, als es manchen Damenherzen angenehm seyn würde.“

„Meine Privatgeschäfte, edle Gräfin,“ erwie-

derte der junge Mann," trotz der Verwirrung, in der er sich augenscheinlich befand, einen Doppelsinn in seine Worte legend, „mein Amt als Jägermeister hält mich manchmal ab, meinen Wünschen, so oft als ich es selbst wünschte, nachkommen zu können."

„In der That?" rief die Gräfin freudig, denn sie glaubte, die Rede auf sich beziehen zu müssen. „Nun da müssen wir Euch das Amt abnehmen. Wie wäre es, wenn der Herzog Euch zu seinem Hofmarschalle ernennen würde? In dieser Stellung würden wir vielleicht Gelegenheit haben, den schönen Waldfreund, wie Euch meine Hofdamen Eures oftmaligen Ausreitens auf die Jagd halber scherzweise zu nennen pflegen, öfter am Hofe zu sehen?"

„Die Gnade Eurer Excellenz ist sehr groß," sagte der junge Mann immer verwirrter, „aber ich möchte wohl diesem Amte nicht recht vorzustehen im Stande seyn. Meine Jugend ...."

„Eure Jugend?" lachte die Gräfin, „Vous êtes méchant! Ist das die Galanterie, die Ihr in Frankreich erlerntet? Bin ich denn so alt, daß nur alte Personen um mich seyn sollten?" Und dabei sah sie ihm so tief in die Augen, daß ihm die seinigen fast übergegangen wären. Aber die Wirkung dieser Worte war nicht die, welche die Gräfin v. Würben er-

wartet hatte. Es lag so viel Spaßhaftes in der Lage des jungen Ritters, daß er augenblicklich seine Fassung wieder erlangte. „Die Eitelkeit dieses eckelhaften Weibes,“ dachte er, „ist wahrhaftig noch stärker, als ihre Geld- und Prachtsucht.“ — Doch die Gelegenheit reizte ihn und er beschloß, der liebedürstenden Frau nicht geradezu durch den Sinn zu fahren.

„Euer Excellenz,“ sprach er laut und schmeichelnd, doch in seinen Mundwinkeln lag etwas wie Spott und Ironie, „sehen so schön aus, daß in der That ein Maler, der ein Modell der jugendlichen Frische aufsuchen wollte, nirgends ein schöneres zu finden im Stande wäre.“

„Coquin! Schmeichler!“ rief die Gräfin entzückt, und hielt ihm mit der Hand den Mund zu. „Und doch,“ fuhr sie mit einem Seufzer fort, „ich wollte, Ihr hättet nicht geschmeichelt! Ach! wie sehr bedürfte ich eines treuen, eines ächten Freundes!“

„Die Frau Gräfin v. Würben eines Freundes?“ rief wie erstaunt der Ritter. „Die allgewaltige Gräfin, der das ganze Herzogthum, so wie der Herzog selbst huldigt, der Niemand entgegensteht, über der Niemand steht, die über Tausende von Herzen gebietet, diese bedürfte eines Freundes?“

„Und doch ist es so,“ sprach die Gräfin in

jenem trüben Tone, der so sehr dazu geeignet ist, leicht bewegliche Herzen zu gewinnen. „Sagt selbst, wer meint es denn eigentlich ehrlich mit mir? Alle meine Diener, alle die Höflinge und Beamten, denen ich zu Amt und Ehren geholfen, selbst mein eigener Bruder und meine Schwäger, warum sind sie mir zu Willen? Etwa aus einem andern Grunde, als weil sie mich brauchen, weil sie ohne mich Nichts wären? Oder ist vielleicht der Herzog mein Freund? Ach ja," fuhr sie mit einem so wegwerfenden Tone fort, daß augenblicklich die Theilnahme, die schon in dem ehrlichen Witzleben aufkeimen wollte, wieder verschwand, „der Herzog liebt mich, wie man sagt; aber wenn Ihr wüßtet, wie sehr ich bei dieser Liebe leide, wie sehr mich seine Liebkosungen anwidern, Ihr würdet mich nicht glücklich heißen, Ihr würdet mit mir fühlen, Ihr würdet mich bemitleiden." Und so zärtlich war ihr Blick, daß er erröthend die Augen niederschlug. „Ich habe einen Freund nöthig," fuhr sie nun immer lebhafter fort, „einen starken, kräftigen Freund, der mir Rath und Trost zugleich sey, in dessen Busen ich mein geängstigtes Herz ausschütten kann, in dessen Armen ich alles Böse, das mir die Menschen nachsagen und anthun, vergessen möchte. Und habe ich diesen Freund vielleicht

gefunden?“ wandte sie sich schmeichelnd an den v. Witzleben und ihr Ton war sanft und bittend und verlangend zugleich. „Dürfte ich Deinen Blicken, Deinen halben Worten, die ich nur zu gut verstanden habe, trauen? Ja, Du bist's,“ rief sie entschlossen, „Du oder Keiner.“ Und dabei erfaßte sie seine Hand und drückte sie an ihren Busen, und ihre Rechte umschlang den Ritter in glühender Lust, und ihr Mund wollte den seinigen küssen. Doch der v. Witzleben fuhr fast zum Tode erschreckt auf, denn so weit hatte er nicht geglaubt, daß sie sich vergessen könnte.

„Euer Excellenz,“ sagte er verwirrt und entrüstet, „ein Irrthum . . . ich weiß nicht . . .“

„Was ist das?“ rief die Gräfin, und ihr Auge haftete durchbohrend auf dem Ritter, und ihr Gesicht ward bleich unter der Schminke. „Sprecht, Herr v. Witzleben! Was wollt Ihr sagen? Hätte ich etwa umsonst die Ordnung umgekehrt und als Weib um den Mann geworben? Ha!“ rief sie, und ihr Auge sprühte Funken; „zwischen uns muß es klar werden. Wenn Ihr mich betrogen habt, mehr als ein Weib je betrogen wurde, wenn Ihr mich nur listig ausklocktet,“ fuhr sie immer wüthender fort; „Euch mein Innerstes anzuvertrauen,

nun bei Gott, dann sollt Ihr sehen, daß die Grävenitz sich nicht ungestraft mißhandeln läßt."

Er schwieg. Sollte er ihr sagen, daß er sie verachte?

„Ihr sagt kein Wort!" rief sie, vor Grimm ausser sich. „Nicht ein Wort habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung? Ha! Ha! Ha!" lachte sie, aber das Lachen klang so hohl und die Züge waren so verzerrt, daß der v. Witzleben vor der Furie fast erbebte. „Ihr meint wohl, es sey mir Ernst gewesen? Seht Ihr nicht, daß ich Euch bloß düpiren wollte? Eine köstliche Raillerie! Oder wie? Ihr freut Euch gar wohl, aussagen zu können, daß Ihr die Grävenitz verschmäht habt? Freut Euch nicht zu früh," rief sie entschlossen, „Ihr sollt mir nicht entgehen, lebendig kommt Ihr nicht aus dem Schlosse."

Rasch und mit festem Schritte eilte sie der Thüre zu. Aber der v. Witzleben war ihr zuvorgekommen; denn aus dem Garten ertönte ein wirrer Lärm, und es klang wie Schwerterklirren und die alte Dienerin stürzte todesbleich herein und schrie, daß Räuber eingedrungen seyen.

„Der Herzog ist es," rief der v. Witzleben, und wie ein Sturmwind flog er in den Garten.

XIII.

Im Zaubergarten wallen
Zwei Buhlen stumm und allein;
Es singen die Nachtigallen,
Es flimmert der Mondenschein:
Die Jungfrau steht still wie ein Bildniß,
Der Ritter vor ihr kniet,
Da kommt der Riese der Wildniß,
Die bange Jungfrau flieht.

H. Heine.

Während der v. Witzleben in dem prächtigen Gemache der Gräfin v. Würben jene peinliche Stunde verlebte, die wir so eben zu beschreiben versuchten, hatten sich im Garten des Schlosses zwei glücklich Liebende wieder gefunden. Es war der Graf v. Trautmannsdorf und Isabella v. Webern. Traulich giengen sie, Arm in Arm verschlungen, auf und ab, und wurden nicht müde, einander anzuschauen, nicht müde, einander zu erzählen. Sie hatten sich so lange nicht gesehen, so lange nicht gesprochen! Denn was wollte jene kurze Stunde auf dem Maskenball besagen?

„Erinnerst Du Dich noch, meine süße Bella,“ sagte der Graf zu seiner Geliebten, „unseres

Lieblingsspazierganges am Rhein hinauf? Damals war's doch eine schöne Zeit. Mein Ohm, der Hofmarschall v. Forstner, lebte noch, und ich hatte ja Dich. Damals hätte ich mit keinem Könige der Welt getauscht."

„Und hast Du mich jetzt nicht auch wieder?" antwortete die liebliche, weiche Stimme Isabellens. „Wir konnten in Strasburg auch nicht immer beisammen seyn; die böse Priorin war ja immer so streng; und doch war sie wieder so gut und fromm, daß ich mich fast schäme, wenn ich daran denke, wie oft ich sie belogen habe, um nur bei Dir seyn zu können."

So gedachten sie in süßem Gekose der frühern Zeiten, der Zeiten ihrer Jugendliebe. Denn sie hatten sich in Strasburg kennen gelernt, und lange Zeit dort mit einander gelebt.

Isabella v. Webern war mehr, als ein gewöhnliches schönes Mädchen. Ihr schlanker, zarter Wuchs, ihre schwermüthigen, dunkeln Augen, ihre schwarzen Locken, die ungekünstelt gegen den damaligen Geschmack über Hals und Nacken herabfielen, ihre edle Gesichtsbildung, die fast an Griechenland oder Arabien erinnerte, hätten einen Morgenländer glauben machen können, es stehe eine der Huris vor ihm, die ihn einst nach seinem phantastischen Glauben im Paradiese erwarten. Isabella lebte, so lange

sie sich denken konnte, in Strasburg, und wurde dort in einem Kloster erzogen. Ihre Eltern hatte sie nie gekannt. Beide, Vater und Mutter, sollten längst gestorben seyn, so sagte man ihr, und nur das wußte sie, daß eine entfernte Verwandte sie erziehen lasse und als Mutter für die Waise sorge. Der Hofmarschall v. Forstner hatte damals seinen Aufenthalt auch in Strasburg genommen. Seine Güter, die er in Württemberg besaß, waren eingezogen und sein Name an den Galgen geschlagen worden. Der Herzog von Württemberg, der ihm früher versprochen, ihn nie zu verlassen und treu mit ihm auszuhalten, so lange es ihm selbst gut gehe, hatte nunmehr einen Preis auf seinen Kopf gesetzt; denn der treue Diener und Freund hatte es gewagt, dem Fürsten die Wahrheit zu sagen, hatte es gewagt, den Character und das Wesen der jetzigen Gräfin v. Würben dem herzoglichen Liebhaber klar auseinander zu setzen. Bei dem Hofmarschalle v. Forstner lebte der junge Graf v. Trautmannsdorf, sein Vetter mütterlicher Seits, von Geburt ein Preuße. Diesen hatte der alternde Hofmarschall zum Werkzeug seiner Pläne ausersehen, die er in seinem nie müssigen Kopfe herumwarf; denn nie vergaß er seines Vaterlandes, nie seines verblendeten Freundes, des Fürsten. Den v.

Trautmannsdorf unterrichtete er von dem Stande der Dinge in Württemberg, ihn beauftragte er, nach seinem Tode zu handeln und den Herzog Eberhard Ludwig aus den Schlingen des Weibes zu retten, das dem Herzoge so gut als dem Lande eine Verderberin war.

Der alte Forstner billigte die Liebe des v. Trautmannsdorf zu Isabellen. Hätte er gewußt, daß die Frau, welche Mutterstelle an der schönen Waise vertrat, die Gräfin v. Würben sey, er hätte lieber ein Verhältniß seines Neffen mit der höllischen Jungfrau geduldet!

„Aber wie konntest Du mich so lange ganz ohne Nachricht von Dir lassen, mein süßes Mädchen?“ fragte der Graf, nachdem sie lange Zeit plaudernd auf- und abgegangen. „Hattest Du mich denn ganz vergessen?“

„Dich vergessen, Dich verlassen?“ war der Geliebten Gegenrede. „Eher den Himmel, als Dich;“ und ihr großes, schwarzes Auge, das rein und unschuldig, wie wenn der Himmel ihre Rede bestätigen sollte, zum blauen Aether emporblickte, wußte nicht, daß ihr Mund so eben eine Todsünde ausgesprochen hatte. „Wie konnte ich Dich benachrichtigen?“ fuhr sie fort; „wußte ich ja doch fast kaum, wo ich selbst war, viel weniger, wo Du seyest! Sieh', als Dein Oheim starb, und Du fortgiengest in die

ferne Heimath, da versprachst Du mir, in wenigen Wochen wiederzukehren, und wir freuten uns schon, daß wir nun einander bald für immer angehören würden; denn Du wolltest die Einwilligung der Deinigen zu unserer Verbindung holen. Aber viele Wochen vergingen und ich blieb ohne Nachricht. Da kam eines Morgens die Priorin in mein Zimmer, und kündigte mir an, daß ich heute noch das Kloster verlassen würde. Die Verwandte, die bisher als Mutter für mich gesorgt hatte, wolle mich nun, so hieß es, ganz zu sich nehmen. Ich wußte nicht, sollte ich mich freuen oder trauern, denn das Leben im Kloster war mir recht öde und traurig erschienen, seit ich Dich nicht mehr hatte. Man führte mich fort, ich wußte selbst nicht wohin. Der Priorin aber übergab ich ein Brieflein an Dich, und bat sie, Dir Auskunft zu geben, wenn Du zurückkommen solltest. Man hob mich in eine Chaise. Die mich abholten, waren mir gänzlich unbekannt. Auf diesem Schlosse hier stiegen wir aus, und seitdem lebe ich da.“

„Die gute Priorin!“ sagte der Graf v. Trautmannsdorf, „sie lebte nicht mehr, als ich nach Strasburg zurückkehrte. Meine Geschäfte hatten mich länger, als ich geglaubt, zurückgehalten. Dein Brieflein hat sie wohl mit in's

Grab genommen. Von den andern Schwestern aber konnte mir keine sagen, wo Du hingekommen seyst. Alle meine Nachforschungen waren vergebens. Viele traurige Tage verflossen seitdem, ich gab Dich schon für verloren, denn nichts zeigte mir Deine Spur. Doch," setzte er freudig hinzu, „ich habe Dich wieder und Alles ist gut."

Sie schwiegen nun eine geraume Zeit, ehe sie sich wieder in's ruhige Gespräch hineinfanden, denn ihre Lippen hatten gar Vieles nachzuholen, sie hatten sich gar zu lange nicht mehr geküßt!

„Es ist doch wunderbar," begann endlich Isabelle wieder, traulich flüsternd, das Gespräch, „wie wahrhaftig oft unsere Ahnungen sind! Ich lebe nun schon lange Zeit hier, und so gar einsam und abgeschlossen von der übrigen Welt, daß ich gar Nichts von dem erführe, was draußen vorgeht, wenn nicht meine Wohlthäterin, jene vornehme Dame, von der ich Dir schon oft gesprochen, manchmal hieher käme; aber auch sie kommt nur selten und oftmals sehe ich sie nicht einmal, wenn sie da ist. Auch ist es dann immer nur auf kurze Zeit. Dennoch wünschte ich mir's nie anders, und nie kam der Gedanke, auch andere Menschen sehen zu wollen, in meine Seele. Hatte ich ja genug

an meinen Träumen! Aber an jenem Tage, wo ich Dich wiederfand, da litt's mich nicht zu Hause. Es war mir, als müßte ich hin in jene große Gesellschaft, von der mir die Pflegemutter erzählt hatte, und ich bat sie so flehentlich, daß sie mir's nicht abschlagen konnte, obgleich sie meinte, ich passe nicht auf einen Ball. Und hatte ich nicht Recht? Habe ich Dich nicht dort wiedergefunden, den ich vielleicht ohne jene Ahnung nie wieder gesehen hätte?" Der Graf drückte sie zärtlich an sich.

„Du sprichst mir so oft von einer Wohlthäterin, einer Pflegemutter," fragte er nach einer Weile, „aber ihren Namen hast Du mir bis jetzt noch nicht genannt."

„Es ist die Besitzerin dieses Schlosses," antwortete unschuldig die Befragte.

„Wie?" rief der v. Trautmannsdorf erschrocken, und ließ die Hand der Geliebten fahren, „die Gräfin v. Würben? Es kann nicht seyn, es darf nicht seyn, Du hast mir diesen Namen früher nie genannt."

„Wie konnte ich?" erwiderte Bella sanft. „Wußte ich ihn ja doch selbst nicht früher, als bis ich hieherkam! Doch was erschreckt Dich so, mein Lieber?"

„Kennst Du diese Frau?" sagte gelassener der Graf, indem er sich zu fassen suchte, —

„Kenntest Du sie, Du würdest nicht so von ihr sprechen. Doch warum Dein unschuldiges Gemüth betrüben? Warum Dir Deinen Glauben an die Menschheit rauben? Nur Eines weiß ich, hier darfst Du nicht bleiben; ja,“ fuhr er entschlossen fort, „Du mußt mit mir entfliehen. Ich will Alles im Stiche lassen, Dir zu lieb. Weit weg von hier wollen wir, auf mein Schloß, in meine Heimath; dort wollen wir leben, ewig ungestört. Willst Du mit mir, meine Bella?“

Und er umschlang das liebende, das geliebte Mädchen, und sie liebte ihn allzusehr, als daß sie seinen Bitten hätte widerstehen können. — Was galt ihr mehr auf dieser Welt, als er? Für ihn hätte sie Vater und Mutter verlassen, für ihn war sie bereit, Alles zu opfern.

„Komm' jetzt gleich,“ drängte der Graf. Er meinte, jede Minute Verzug könne ihm die Geliebte auf immer rauben.

„Ohne sie noch einmal zu sehen,“ fragte vorwurfsvoll Isabella. „Was hat Dir denn die Frau gethan, daß Du mich zur Undankbarkeit verleiten willst?“

„Du wirst das Alles erfahren,“ erwiederte hastig der Geliebte, und ohne zu überlegen, eilte er schnell mit ihr dem Pförtchen zu. Doch hier änderte sich plötzlich die Scene.

„An der Pforte hielt der bärtige Geselle, der buschigte Peter, Wache. Neben ihm Georg. Sie hatten lange geharrt und nichts vernommen. Doch immer waren sie auf der Hut und horchten.

„Hier müssen sie herein," sagte Peter, „denn das vordere Thor ist verschlossen. Die Gräfin wollte sicher seyn mit ihrer neuen Buhlschaft. Gewiß hat ihm der Herzog den Schlüssel zum Pförtchen gegeben, um sie desto gewisser zu überraschen. Eigentlich aber weiß ich nicht," fuhr er nachsinnend fort, „warum ich der Sache nicht den Gang lasse, sie würde so zugleich mitverderben, und was liegt mir an dem jungen Mann? Aber nein! kein Unschuldiger soll mit hineingezogen werden, sie allein treffe die Rache! Und wenn man den Witzleben auch bei ihr träfe, hat sie nicht den Herzog so in der Gewalt, daß er sie doch nicht für schuldig halten würde? Es muß ein süßes Gefühl seyn, wenn sie nur allein, ganz allein für ihren jahrelangen Frevel büßt, ohne auch nur Einen zu haben, der mit ihr unglücklich ist! Ich hätte sie oft in meiner Gewalt gehabt," sprach er grübelnd weiter, „ich hätte sie tödten können, aber sie soll nicht sterben, es wäre eine Gnade für sie, wenn sie jetzt stürbe, ohne das Unglück gekostet zu haben; sie soll leben, daß

sie wisse, was es heißt, elend zu leben." Mit langen Schritten maß er den Platz, und seine Miene hatte so etwas Wildes und Teuflisches angenommen, daß Georg ordentlich vor ihm zurückbebte.

Jetzt vernahmen sie ferne Hufschläge. Immer näher kamen die Reiter. Es mochten wohl ihrer zehn oder zwölfe seyn, so viel sie aus den Tritten der Pferde ermessen konnten; denn die Mauer war zu hoch, als daß sie Jemand hätten erblicken können. Nun ward vor dem Pförtchen Halt gemacht.

„Abgesessen," kommandirte eine Stimme. — „Lasset die Pferde nur laufen. Mir nach und die Schwerter gezogen. Wer sich widersetzt, den stoßet ihr nieder. So ist es der Befehl des Herzogs."

„Es ist des Stutenheim Stimme," flüsterte der buschigte Peter dem Georg zu. „Thue, wie ich Dir's geheißen."

Die Thüre ward von Außen aufgeschlossen, und ihrer Mehrere drangen zugleich ein. Georg und der buschigte Peter hatten sich zu beiden Seiten aufgestellt und ihre Pistolen gespannt. Zugleich drückten sie los, und sie hatten nicht vergeblich gezielt, denn Einer fiel. Nunmehr begann der Kampf mit den Schwertern, der gewiß sehr ungleich gewesen wäre und wohl

bald ein Ende genommen hätte, wenn nicht den beiden Kämpfenden anderweitige Hülfe geworden wäre. Allein der Graf v. Trautmannsdorf eilte herbei und sein Schwert theilte solche Schläge aus, daß er wohl für zwei oder drei seiner Gegner gewachsen war. Da that der buschigte Peter drei gellende Pfiffe auf der hohlen Hand und plötzlich regte es sich auf der andern Seite der Mauer, und bewaffnete Gestalten sprangen in den Garten und schlugen sich zu der Partei der geringeren Anzahl, so daß diese bald die Mehrzahl war. Jetzt kam auch der v. Witzleben, der das Freie glücklich gewonnen hatte, auf dem Kampfplatze an.

„Hier kommt der Rechte," schrie der Anführer der Gegenpartei, indem er Witzlebens ansichtig wurde. „Auf ihn! ihn müssen wir haben, todt oder lebendig."

„Ha!" rief der v. Witzleben, indem er sich zur Gegenwehr anschickte, denn alsbald ward er von Mehreren zugleich angegriffen. „Ihr, Herr v. Stutenheim? Wollt Ihr Euch so des besprochenen Zweikampfs entledigen? Zurück, ihr Andern! laßt mir den Schuft allein!"

Rasch kreuzten sich die Schwerter, und der Kampf wäre wohl bald entschieden gewesen, allein der v. Stutenheim sah, daß der Seinigen immer weniger wurden. Er zog sich nach der

Mauer hin zurück, sich so gut als möglich vor den gewaltigen Streichen seines erbitterten Gegners schützend. Jetzt hatte er das Pförtchen gewonnen; es gelang ihm, eines der Pferde zu fangen; rasch schwang er sich auf, und im Nu war er verschwunden. Die übrigen ihm Untergebenen waren längst entweder entflohen oder lagen schwer verwundet auf dem Wahlplatze.

„Ihm nach!“ schrie der v. Witzleben, indem er sich eines der andern Pferde zu bemächtigen suchte. „Er darf nicht lebendig entkommen.“

Doch der buschigte Peter hielt ihn zurück. „Was wollt Ihr?“ sagte er. „Ihm nachreiten nach Ludwigsburg, um desto gewisser in's Verderben zu rennen? Seht Euch um, Herr Ritter. Der nächste Augenblick darf uns nicht mehr hier treffen.“

Rasch ließ er die Pferde herbeiführen.

„Was besinnt Ihr Euch noch?“ rief er; „wollt Ihr Euch fangen lassen, um auf dem Schaffot zu endigen? Doch noch Eines. Ihr wünschtet wohl, den Herrn v. Wellendorf von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen? Ich verspreche Euch, er soll bei uns seyn, ehe morgen der Abend graut.“ Er winkte einem der Leute, die über die Gartenmauer gestiegen waren, und die Alle seinen Befehlen zu gehorchen schienen, und sprach leise einige Worte

mit ihm. Dieser entfernte sich rasch. „Nun fort,“ rief der buschigte Peter wieder. „Ich weiß einen Ort, da sollen uns des Herzogs Schergen nicht so bald finden.“

Die Edelleute setzten sich zu Pferde und im gestreckten Rennen ging's dem Walde zu. Nur Einen der Knechte, die mit dem Stutenheim gekommen waren, führten sie gefangen mit sich. Die Uebrigen überließen sie ihrem Schicksale.

* * *

Eine Viertelstunde darauf jagte die Gräfin v. Würben im geschlossenen Wagen der Residenz Ludwigsburg zu. Der Erste, den sie dort rufen ließ, war der Edle v. Stutenheim, denn dieser kam erst nach ihr an, da er, Verfolgung befürchtend, auf Umwegen heimgeritten war. Lange sprach sie mit ihm, dann ging sie zum Herzoge und schloß sich mit ihm ein. Sie mußte diesem ihrem hohen Gönner wohl viel zu erzählen haben, denn erst spät in der Nacht ward der gähnenden Kammerfrau der Befehl, die Herrin zu entkleiden. Im Schloß aber trug man sich mit sonderbaren Gerüchten und sprach von Mord und Entführung. Am meisten Glauben fand die Aussage, daß in Freudenthal ein

meuchelmörderischer Angriff auf die Gräfin gemacht worden sey, dem sie nur mit großer Noth entronnen sey.

XIV.

O Fürsten, Fürsten, Fürsten! die ich liebe,
In welche Hände habt Ihr Euch gegeben!
v. Zedlitz.

Den andern Morgen war große Aufregung im Schlosse zu Ludwigsburg. Man sagte, die Gräfin habe schon in der Frühe das geheime Cabinet versammelt, und dasselbe berathe sich noch immer in geheimer Sitzung. Dem Herzog aber ward gemeldet, daß eine Deputation von Stuttgart angekommen sey, die durchaus darauf beharre, Seiner Durchlaucht in allerunterthänigster Ehrfurcht ihre Aufwartung zu machen.

Die Deputation bestand aus mehreren Herren geistlichen und weltlichen Standes, lauter Männern von hohen Würden und großem Ansehen, wenn auch zum großen Theile bürgerli-

cher Abkunft. Denn schon seit längerer Zeit waren in Württemberg viele, besonders alle theologischen Würden in einzelnen Familien fast erblich geworden. Aus ihnen wurde das Consistorium zusammengesetzt und die protestantischen Prälaten ernannt, aus ihnen wählte man die Professoren an der Universität zu Tübingen, denn die Gelehrsamkeit schien eben so gut vom Vater auf den Sohn fortgeerbt zu werden, als der Adel. Diese Familien hatten daher in Württemberg eine eben so große Geltung als der Adel selbst, und wie dieser durch seine Güter Einfluß hatte, so stützten sich Jene auf das Kirchengut, das abgesondert von dem Staatseinkommen nicht bloß die Kirche selbst vom weltlichen Einflusse unabhängig machte, sondern auch den höheren Kirchen- und Schuldienern eine Stellung verlieh, in der sie frei und frank dem Staatsoberhaupte entgegenzutreten vermochten. — Unter den Deputirten befand sich auch der Graf v. Werdenheim.

Der Herzog empfieng die Deputation in seinem Audienzzimmer; doch schien er eben nicht in der besten Laune zu seyn und dem Gesuche nur mit Widerwillen zu willfahren. Es war ein stattlicher Mann von überaus kräftigem Körperbau, obgleich nicht allzugroß gewachsen. Er mochte jetzt drei- oder vierundfünfzig Jahre

zählen. Doch war sein Haar schon etwas gebleicht, wohl eine Folge seiner frühern Kriegszüge gegen Ludwigs **XIV.** Einfälle in Deutschland. Auch hatte die lange Ruhe ihm ein behagliches Aussehen gegeben, wie man es so oft an Männern trifft, die sich früher als Helden im Felde auszeichneten und nun im Frieden den Lüsten von Capua sich hingeben.

„Was ist Euer Begehr, meine Herren,“ rief er den eintretenden Prälaten und Edelleuten zu. „Macht's kurz; denn Wir haben nicht lange Zeit, Uns mit Kleinigkeiten abzugeben.“

„Durchlauchtigster Herr,“ begann der Prediger Osiander vortretend und sich ehrfurchtsvoll verbeugend; „es sind keine Kleinigkeiten, die uns hergetrieben haben. Wir wünschten im Namen des Landes und Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin Euer Durchlaucht Einiges vorzutragen.“

„Seyd Ihr der Sprecher,“ sprach der Herzog unwillig, „so kennen Wir den Inhalt dessen, was Ihr Uns vortragen wollt, schon zum Voraus. Euer Name ist Uns zu wohl in's Gedächtniß geschrieben, als daß Wir nur im Geringsten über Eure Absichten im Zweifel seyn könnten.“

„Mein Name,“ erwiederte der Prediger gereizt, „hat einen so guten Klang, als irgend

einer im Lande. Worauf Euer Durchlaucht hinzielen, weiß ich gar wohl. Weil meiner Verwandten Einer, der hochwürdige Prälat Johann, einmal auf das Drängen der Frau Gräfin v. Würben, sie in's Kirchengebet einzuschließen, zu antworten wagte: „das geschehe schon, wenn man bitte: „Herr, erlöse uns vom Uebel,“ deßwegen ist Euch mein Name verhaßt. Allein ich schäme mich dieser Rede nicht; ja ich selbst würde sie wiederholen, begehrte jenes Weib ein Gleiches von mir.“

„Wie?“ rief der Herzog entrüstet aufstehend; „Unsere Unterthanen sind gekommen, Uns in Unserem eigenen Schlosse Beleidigungen zu sagen? Ihr baut wohl sehr auf Unsere Huld und Nachgiebigkeit, daß Ihr es wagt, hier solche Reden zu führen!“ —

„Euer Durchlaucht,“ nahm jetzt der Graf v. Werdenheim das Wort, „wolle sich nicht entrüsten. Gott bewahre uns Alle, gegen unsern durchlauchtigsten Herrn Etwas zu denken, geschweige denn zu sagen, was Euer Durchlaucht beleidigen könnte. Unser Ansuchen betrifft einzig und allein die Gräfin v. Würben, und ich wage es, Euer Durchlaucht in aller Unterthänigkeit eine Bittschrift vorzulegen, welche unser allergnädigster Herzog als den Wunsch des Landes ansehen und beherzigen möge.“

„Und was enthält diese Bittschrift?“ fragte der Herzog, indem er seinen Zorn zu unterdrücken suchte und sich wieder setzte. „Wir wollen Euch geduldig zuhören.“.

„Zuvörderst haben wir,“ fuhr der v. Werdenheim fort, „in aller Unterthänigkeit vorzustellen, wie das ganze Land in großer Noth und Bedrängniß ist. Es ist bei allen Unterthanen Eurer Durchlaucht zusammen nicht mehr so viel Geld zu finden, als sonst wohl unter der Herrschaft Eurer Ahnen in einigen wenigen Dörfern. Alles Geld und Ertragniß des Landes fließt in eine einzige Schublade, in die der Gräfin v. Würben. Euer Durchlaucht kann es nicht unbekannt seyn, welchen ungeheuren Reichthum diese Gräfin nur allbereits gesammelt hat, und wenn wir noch länger solche Unbill ertragen müssen, so wird Nichts übrig bleiben, als Euer Durchlaucht Unterthanen in’s Ausland oder an einen andern deutschen Fürsten zu verkaufen, um nur die zum Staatshaushalt nöthigen Gelder auftreiben zu können.“

„Halt! nicht weiter!“ fuhr der Herzog höchst aufgebracht auf. „Das nennt Ihr eine Bittschrift? Wahrhaftig! Ich wüßte kein Land, wo die Unterthanen es wagen dürften, also mit ihrem Herrn und Fürsten zu sprechen!“

„Euer Durchlaucht wollen allergnädigst ver-

zeihen," nahm nun einer der Prälaten das Wort; „es ist dieß nur der Eingang zu unserer unterthänigsten Bittschrift. Wir kommen sogleich auf die näheren Punkte derselben, welche freilich insgesammt nichts als Klagepunkte seyn werden."

„Wenn Meine Unterthanen," sagte jetzt der Herzog, indem er sich gewaltsam zurückhielt, „über eine Ungebühr zu klagen haben, so mögen sie sich an die Gerichte und den Geheimenrath wenden. Dort wird ihnen ihr Recht werden."

„Euer Durchlaucht ist es vielleicht nicht so bekannt, wie uns," erwiederte der Graf v. Werdenheim, unerschrocken durch des Herzogs Heftigkeit, „daß alle Richterstellen von den Creaturen der Gräfin v. Würben besetzt sind. Euer Durchlaucht scheinen nicht zu wissen, daß diese Stellen alle durch die Gräfin vergeben wurden und daß vielleicht mancher Richter nicht einmal weiß, was Rechtens ist. Weiß er es aber auch, so steht zu fürchten, daß er das Unrecht, das gut zahlt, vor dem Rechte, das Nichts für sich hat, als seine gute Sache, beschütze. Denn ein Jeglicher will doch durch sein Amt wieder Das verdienen, was er für dasselbe ausgegeben hat. Was aber den Geheimenrath betrifft, so kann es Euer Durchlaucht nicht entgangen seyn, wie sowohl in diesem als auch in dem geheimen

Cabinete, das die Frau Gräfin v. Würben selbst präsidirt, nur ein einziger Landeseingeborner sitzt. Sind doch sogar von den siebenzehn Expeditionsräthen nicht weniger als vierzehn Ausländer und die drei andern der Gräfin fast noch dienstbeflissener ergeben, als die Ausländer! Wie kann man von solchen Gerichten Recht und Gerechtigkeit erwarten?“

Nunmehr konnte sich der Herzog nicht mehr halten. „Wir haben Euch ruhig angehört,“ sagte er; „keiner Meiner Unterthanen soll sagen können, daß er von seinem Herzoge nicht gehört worden sey. Aber,“ fuhr er fort, und sein Unwille stieg immer gewaltiger in ihm empor, „glaubet Ihr etwa, der Unterthan habe das Recht, seinen Fürsten und Herrn zu beschimpfen? Wir wollen uns nicht ärgern. Ihr mögt Eure sogenannte Bittschrift im Geheimenrathe niederlegen. Aber Ihr selbst werdet gut daran thun, Euch alsbald zu entfernen.“

Mit diesen Worten stieg der Herzog von seinem Thronsessel herunter und mit schnellen Schritten verließ er das Gemach.

Bestürzt sahen sich die Deputirten an.

„Mit Eurer Heftigkeit habt Ihr Alles verdorben,“ sagte trüben Blicks einer der Prälaten zu dem Grafen v. Werdenheim. „Mit Worten

und Vorstellungen ist nun Nichts mehr auszurichten.“

„So mag denn Gewalt entscheiden, weil's im Frieden nicht gehen will,“ antwortete entschlossen der Graf. „Es bleibt bei der verabredeten Zusammenkunft.“

Eilig verließ die Deputation Schloß und Stadt Ludwigsburg. Die Herzogin in Stuttgart aber, als sie das Resultat erfuhr, war wieder um eine Hoffnung ärmer geworden.

XV.

Ihr werthen lieben Gesellen,
Wir leben in düsterer Zeit,
Der Himmel ist schwarz umzogen,
Mit Dunkel weit und breit.
Und nirgend will es noch tagen,
Rings lastet das Dunkel noch schwer;
Die Herzen wollen verzagen,
Denn finsterer wird's als vorher.

v. Zedlitz.

Auf dem Wege von Stuttgart nach Sindelfingen liegt, kaum zwei Stunden von der erstern Stadt entfernt, hart an der Straße, aber tiefmitten im Walde ein einzelnes Haus, das

Wirthshaus zum Schatten genannt. Es ist ein altes Gebäude, obwohl wahrscheinlich nicht mehr dasselbe, das vor hundert Jahren dort stand. Nicht weit davon ist nunmehr eine Mühle erbaut, und die Gegend erscheint überhaupt jetzt belebter. Zu der Zeit aber, von der wir sprechen, war's so still und düster und einsam an diesem Orte, daß Mancher sich fürchtete, den Weg allein zu wandeln; denn von einer Straße war damals noch nicht die Rede.

Auch hatte das Wirthshaus zum Schatten eben keinen guten Klang, denn man erzählte sich allerlei Geschichten von Raubthaten und Morden, die in der Nähe desselben verübt worden seyen, und das Wirthshaus sollte der Schlupfwinkel der Verbrecher seyn. In der That sieht man um jenen Ort herum jetzt noch viele Steine, in Form eines Kreuzes, in den Boden eingegraben. Die Steine sind verwittert und mit Moos bewachsen, aber sie geben ein ewig lebendes Zeugniß von den Thaten, die dort geschahen, denn sie bezeichnen die Stelle, wo ein Mord begangen wurde. Kein Wunder, daß die Gegend verrufen war! Oft hörte man bis in die späte Nacht hinein Lärmen und Geschrei wie von Toll-Lustigen in der Schenke. Dann mochten wohl die Räuber ihren Erwerb theilen und im Kreisen der Becher, in Gesang

und Jubel ihr Gewissen zu übertäuben suchen! So viel war gewiß, daß auch die sogenannten Diener der Gerechtigkeit jenes Wirthshaus scheuten; denn auf sie schien man es besonders abgesehen zu haben, und sie befürchteten wohl für ihre Dienstfertigkeit, mit der sie den Gerichten dienten, einen Lohn zu empfangen, der ihnen das Häscheramt für immer entleidet hätte.

Es war am Abend desselbigen Tages, an welchem die Deputation sich in Ludwigsburg eingefunden hatte, da begann in dem Wirthshaus zum Schatten ein geschäftiges Treiben. Von da und dort kehrten Männer ein, meist zu Fuße, die Büchse über der Achsel. Rings um das Haus waren Wachen aufgestellt, und die Ankommenden mußten das Losungswort geben, ehe sie vorbeigelassen wurden. Waren das wohl Jäger, die zu einem Jagdzuge zusammenkamen? Wohl galt es eine Jagd, aber das Ziel derselben war kein gemeines Wild. Viele Männer in der unscheinbaren Jäger-Kleidung waren Leute von gutem Stand und hohen Würden, die das Wirthshaus zum Schatten nicht heimsuchten, um allda eine lustige Nacht zu verbringen. Es galt ein ernstes Geschäft, es galt das Wohl des Vaterlandes, und dessen Befreiung aus dem Druck der Gewaltherrschaft,

in deren Fesseln und Banden es nun schon in die zwanzig Jahre geseufzt hatte.

In der untern Wirthsstube gieng's toll und lärmend genug zu. Viele Männer saßen da mit von der Sonne gebräunten Gesichtern und verwegenen Mienen. Waren es wohl alte Soldaten, die ihre im Kriege ehrlich erworbene Beute draufgehen ließen? — Wilde Reden fielen und wilde Lieder erschollen; und die Becher wurden eben so oft geleert, als sie die derbe Magd, die allein die Aufwartung besorgte, füllte.

„Wo ist denn Mutter Magdalena?“ rief einer der wilden Gesellen. „Die alte, taube Hexe läßt sich ja heute gar nicht sehen.“

„Sie ist oben im großen Zimmer bei den fremden Herren,“ antwortete die Magd. „Habt Ihr nicht genug an mir?“

„Uebrig genug, mein Schätzchen,“ sagte ein Anderer, indem er die Magd an sich zog. „Komm her, und gieb mir einen Schmatz.“

„Halt da!“ rief ein Dritter; „laß das Mädel, sie gehört mein, und keiner soll in meinem Acker pflügen.“

„Donnerwetter!“ schrie der Vorige, mit der Faust auf den Tisch schlagend. S'ist Alles frei, und Du sollst mir Nichts wehren.“

Schon schien der Streit ausbrechen zu wollen, allein ein Vierter legte sich darein, ehe noch

Dieser oder Jener der Hadernden das breite Messer ziehen konnte, das er im Gürtel stecken hatte. „Heute soll's keine Händel setzen," rief er; „Kreuzelement! wißt Ihr nicht mehr, was der Hauptmann gesagt hat? Ruhe müssen wir halten, bis die da oben mit ihrer Berathung fertig sind. Gilt's doch dießmal was Anders, als einem fetten Amtmann ein bischen das Fell über die Ohren zu ziehen, oder einen Pächter um sein zusammengeschundenes Gut zu erleichtern! Lasset nur den Hauptmann machen, der wird's mit den Herrn droben schon ausklügeln. Eine Bitsche auf den Tisch," rief er, wohl wissend, wie die Gemüther seiner Genossen am besten zu beruhigen seyen. „Was brauchen wir die Becher so oft füllen zu lassen? Heute ist ein Tag, wo sich jedes Württembergers Herz vor Freude im Leibe umdrehen sollte. Der buschigte Peter soll leben!"

„Der schwarze Fritz hat Recht," riefen mehrere Stimmen. „Kein Streit! Der Hauptmann soll leben!"

Eine große Bitsche Wein ward nun auf den Tisch gesetzt, und die wilden Männer ließen nicht ab, immer wieder auf die Gesundheit ihres Hauptmanns zu trinken.

Die Magd hatte jetzt Zeit, auch die übrigen Gäste im Zimmer zu berücksichtigen, deren es

nur wenige, dem Anscheine nach Bauern aus der Umgegend, waren.

„Ihr habt lange warten müssen auf Euer Brod und Wein,“ sagte sie zu einem, der ganz abgesondert von den Uebrigen sich gesetzt hatte, und wie es schien, so sehr als möglich alle Aufmerksamkeit der Andern von sich ablenken wollte. „Aber wenn die da sind,“ fuhr sie fort, auf die trinklustigen Brüder hinweisend, „so hat man nur immer mit ihnen zu thun, um sie zufrieden zu stellen.“

„Ach,“ erwiederte der anscheinende Bauer ängstlich, „ich habe keinen Hunger und Durst mehr, ich bin so müde, daß ich umsinken möchte, und doch muß ich machen, daß ich fortkomme.“

„Armer Mann,“ erwiederte mitleidig die Magd, „fort könnt Ihr nicht; denn es darf Niemand hinaus. Würdet Ihr's versuchen, so würdet Ihr bald sehen, wie's Euch ergienge.“

„So könnte ich vielleicht eine Bettstelle finden für diese Nacht,“ erwiederte der Bauer immer ängstlicher.

„Das kann nicht seyn,“ sagte die Magd, „Ihr müßt Euch, so gut's geht, im Stalle bei den Pferden bequemen. Doch da fällt mir ein, ich könnte Euch ja hinauflegen neben die große Stube zu dem verwundeten Soldaten, den der buschigte Peter gestern mitgebracht hat. Wartet

nur noch ein Weilchen, ich will Euch gleich hinführen.“

Die wilden Gesellen riefen nach ihr; sie mußte ihnen die schnell geleerte Bitsche, die wohl an die 15 Maas halten mochte, wieder füllen. Nachdem sie dieß besorgt hatte, führte sie den Bauer eine Stiege hoch hinauf zu dem Kriegsknechte, der bei dem Strauße in Freudenthal gefangen worden war. Die unten bemerkten den Abgang nicht einmal, so eifrig waren sie mit Trinken beschäftigt.

In der obern Stube, wie sie die Magd genannt hatte, war eine große Versammlung. Es mochten wohl viele hohe Personen darunter seyn, denn Mancher ward Graf oder Ritter betitelt, ja sogar der Prälatentitel fehlte nicht. Auch der Graf v. Trautmannsdorf, der Ritter v. Wellendorf und der Ritter v. Witzleben waren dabei, und der buschigte Peter ließ seine Stimme laut genug erschallen. Manch freies Wort ward allda gehört, denn ein großes Sündenregister wurde abgehandelt; das Sündenregister aber war das der Grävenitz, genannt Gräfin v. Würben und Freudenthal; darauf stand Alles geschrieben, was sie dem Lande Württemberg Schlimmes angethan, seit sie in ehebrecherischer Liebe zu Stuttgart und Ludwigsburg dominirte. Es war ein großes, schweres Register,

und die Wagschale, worein die guten Thaten hätten geworfen werden sollen, blieb ganz leer. Was soll ich die Sünden Alle anführen? Alle hatten in Zweien ihren Grund, und diese Zweie waren Herrschgier und Geldgier. Man wußte nicht, ob diese oder jene vorherrschte. Der Herzog war in den Banden der Gräfin, so gut als alle Unterthanen. Seine Befehle wurden nicht geachtet, wenn er je welche ohne Vorwissen der Gräfin gab. Seine Ausschreiben vermoderten oft in den Schubladen eines alten Schreibtisches, denn man fand nicht für gut, sie weiter zu befördern, wenn er selbstständig handelte. Aemter, Titel und Gnadenbezeugungen waren in den Händen der Gräfin, und Alles mußte ihr dazu dienen, ihren unersättlichen Ehrgeiz zu befriedigen. Alles war aber auch bei ihr um Geld feil. Alle Dienste, Staatsdienste wie Gemeindedienste, wurden an die Meistbietenden verkauft. Des Herzogs Chatoullengelder kamen in ihre Hände, und den Ministern gab sie nur so viel, als sie wollte. Zu des Herzogs Privatkasse hatte sie einen eigenen Schlüssel. Unendliche Summen mußten ihr die Kassen des Kammerguts liefern. Auf Reisen führte sie die Kasse. Erpressungen aller Art fanden statt, und reiche Leute sahen sich immer in ihrem Eigenthume bedroht. —

Viele Dörfer und Städte waren ihr Eigenthum, Geschenke des Herzogs. So die Dörfer Höpfigheim und Gomaringen, die Herrschaft Welzheim und der Marktflecken Brenz, das Städtchen Gochsheim u. s. w. Ihr Schmuck allein war mehrere Tonnen Goldes werth, und unberechenbare Summen hatte sie in den Banken von Genf, Venedig und Hamburg sicher angelegt. Viele Kammergüter mußten verkauft werden, um die Geldgier der Gräfin zu sättigen, und das Kirchengut ließ sich manche schwere Abgabe gefallen, um nur nicht gänzlich eingezogen zu werden. So war ganz Würtemberg nach und nach in die Hände eines Weibes gerathen, das damit spielte, wie mit einer Domäne, die der Eigenthümer nach Belieben und Gelüsten zerstückeln, auspfänden, verkaufen oder verschenken kann.

Die Versammlung aber im Wirthshause zum Schatten hatte von Allem dem nichts vergessen, darum dauerte auch die Berathung gar lange, vom Abend bis in die späte Nacht, darum gieng es so stürmisch und heftig zu, daß man glaubte, zu keinem Entschlusse kommen zu können. Denn Jeder der Anwesenden wußte Etwas zu klagen, Jeder ein Stückchen anzuführen; aber es war kein lustiges Stückchen, das dem Dichter zu einem Schwanke hätte Stoff

geben können, es war ein schweres Stück von Schlechtigkeit, von dem in jetzigen Zeiten nur eine kleine Portion dem Thäter den Hals kosten würde.

„Edle Genossen," nahm jetzt ein alter Edelmann das Wort, der oben am langen Tische saß und gleichsam eine Art von Präsidium führte, „es hat sich nun fast ein Jeglicher von uns ausgesprochen, und der Schandthaten dieses Weibes sind so viele, daß, wenn auch nur die Hälfte daran wahr wäre, sie mehr als des Todes schuldig befunden werden müßte. Es sind werthe Freunde hier, die heute Morgen noch mit Andern das letzte Mittel versuchten, um den Herzog in Güte zur Wegschaffung dieser Plage des Landes zu veranlassen. Wir haben Alles gethan, was die Pflicht der Unterthanen erheischt. Kann und will uns aber der Herzog nicht helfen, so helfen wir uns selber."

„Der Becher ist voll," sagte feierlich einer der anwesenden Prälaten. „Mit dem Maaße, mit dem sie gemessen hat, mit dem werde ihr wieder gemessen."

„Sie sterbe!" rief eine Stimme, und viele Stimmen riefen im Chor: „sie sterbe."

„Was hält uns ab," sprach rauh der Ritter v. Wellendorf, „sogleich noch in dieser Nacht gen Ludwigsburg aufzubrechen und sie im Schlosse

zu überfallen? Will der Herzog für sie streiten, so mag er ihr Schicksal theilen."

„Keine Gewaltthat gegen den Herzog!" nahm jetzt wieder der alte Edelmann das Wort. „Sollen sich treue Württemberger nachsagen lassen, daß sie sich gegen ihren Herzog empört haben? Und was würde es uns auch helfen? Könnten uns dann die andern Fürsten beistehen? Nur mit der Gräfin v. Würben haben wir es zu thun. Der Kaiser ist für uns, der Markgraf v. Baden hat uns seinen Schutz zugesagt, und hier steht der Graf v. Trautmannsdorf, der insgeheim von dem großen Könige der Preußen beauftragt ist, Allem aufzubieten, um das langjährige Unheil aus Württemberg zu entfernen. Könnten wir der Gräfin auf diese oder jene Art habhaft werden, so müßte der Herzog nachgeben."

„Ist denn unter uns Allen kein ehrlicher Mann," rief eine heftige Stimme, „der einmal ein Weiberherz zum Ziele seines Schusses machen möchte? Eine einzige Kugel könnte dem ganzen Handel schnell ein Ende machen."

„Pfui doch!" rief eben so heftig der Ritter v. Witzleben; „wer wollte sich mit Meuchelmord beflecken? Am hellen Tage wollen wir sie fangen, und sie soll nicht sagen können, daß

wir nur mit Hinterlist den Sieg errungen hätten!“

„Der buschigte Peter hatte während dieser Unterredung still gesessen und kein Wort gesprochen. Nun stand er auf. „Ihr habt mir erlaubt, edle Herren,“ sagte er, „in Eurer Gesellschaft hier zu sitzen, weil Ihr wohl wisset, daß ich ein Feind der Grävenitz bin, gleich Euch. So erlaubt mir nun auch, einen Vorschlag zu machen. In wenigen Tagen ist eine große Jagd im Schönbuche. Es hat bis jetzt noch nichts davon öffentlich verlautet, denn die Grävenitz wird einmal wieder ihren Anbeter mit etwas Großartigem überraschen wollen. Aber ich kenne Zeit und Ort des Treibjagens. Wie wäre es, wenn wir Alle, als Bauern verkleidet, uns unter die Treiber einschlichen? Ihr meint vielleicht, wir seyen unserer zu wenig, um da mit Gewalt der Waffen der Gräfin habhaft werden zu können? Aber dafür laßt nur mich sorgen. Für einige Dutzend verschwiegener, tapferer Männer kann ich allein bürgen. Wenn aber auch unsere Zahl die geringere wäre, ist nicht die Gerechtigkeit und die Ueberraschung auf unserer Seite? Und müssen die Bauern bei dem Treibjagen nicht mit uns zusammenstehen, wenn sie sehen, daß es dem gemeinschaftlichen Feinde gilt? Im Schönbu-

che, mitten in ihrem Vergnügen wollen wir die Grävenitz fangen."

Dieser Vorschlag ward allgemein gut geheißen und mit Jubel aufgenommen. Schnell wurde der Plan entworfen und in wenigen Minuten war Alles in Richtigkeit. Ehe man sich aber trennte, gaben sich die Männer zusammen, Jeder dem Andern, die Rechte, und schwuren, kein Wort zu sprechen von dem, was geschehen sollte. Wer aber seinen Schwur brechen würde, der solle den Tod des Verräthers sterben. — Stille trennte man sich, und auf verschiedenen Wegen eilte Jeder seiner Heimath zu, um noch vor Morgen daselbst einzutreffen, damit kein Aufpasser, deren die Gräfin v. Würben, wie alle Regenten von bösem Gewissen, im Lande eine Menge zerstreut hatte, einen bösen Gedanke fassen. Nur der v. Trautmannsdorf und die beiden Ritter v. Wellendorf und v. Witzleben blieben zurück, und überließen sich im Wirthshause zum Schatten der Nachtruhe. Der buschigte Peter aber gab, ehe er sich niederlegte, den wilden Männern, die unten zu ebener Erde sich der Lustbarkeit überlassen hatten, verschiedene Befehle, und auch sie verließen, auf des Hauptmanns Befehl plötzlich nüchtern geworden, zum größten Theile noch in dieser

Nacht das einsame Wirthshaus, um die Ordres des Hauptmanns zu vollstrecken.

Und als nun Alles still geworden war, da erhob sich leise und behutsam in seiner kleinen Kammer neben der großen Stube, wo die Verschworenen Rath gehalten hatten, ein Mann, und er horchte aufmerksam, ob ihn kein fernes Geräusch mehr treffe, aber Alles war wie ausgestorben.

„Mein Glück ist gemacht,“ sprach er leise. „Es war ein guter Stern, der mich in dem verdammten Walde irre führte. Noch am gestrigen Abend vermeinte ich in meiner Todesangst, es werde dieser Tag mein letzter seyn, wenn man mich entdecke; nun aber ist es nur erst der Anfang eines neuen Lebens. Doch ich wollte,“ setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ich wäre aus dem Hause und wohlbehalten in Ludwigsburg.“

Er trat an das Lager des verwundeten Söldners, der mit ihm die Kammer getheilt hatte. Niemand hatte an diesen gedacht, und wenn er auch, meinte man, Etwas gehört haben sollte, was möchte es schaden, da er ja nimmermehr entfliehen konnte? denn das Haus war gut verschlossen.

„Auf!“ sprach der Erstere zu dem Söldner, „die nächste Viertelstunde darf uns nicht mehr

hier treffen. Erführen sie, daß wir sie in dieser Kammer da belauscht haben, der Tod wäre uns gewiß."

„Wir können nicht entfliehen," antwortete der Söldner, „das Haus ist bewacht, und versuchten wir es, die Thüre zu öffnen, so müßte der geringste Lärm uns ihnen überliefern."

„Ich habe ein Fenster bemerkt," sagte wieder der Erstere, „als mich die Magd heraufführte. Es kann nicht allzuhoch vom Boden entfernt seyn, denn das Haus ist niedrig gebaut. Wir schneiden die Decken entzwei und lassen uns dann hinunter."

Rasch giengen sie an's Werk; leise wie die Diebe schritten sie aus der Kammer; ohne Geräusch ward das Fenster geöffnet; das Glück begünstigte ihr Unternehmen; bald waren sie im Freien. Nun gieng's im schnellsten Laufe, so gut sie ihre Füße zu tragen vermochten, und nur erst, als sie den Wald im Rücken hatten, am Fuße des Berges, auf dem jetzt das herrlichste Lustschloß Württembergs, die wunderschöne Solitüde, mit ihrer gewaltigen Fernsicht, steht, hielten sie an, um Athem zu schöpfen. Aber bald gieng's wieder weiter im raschen Laufe über Berg und Thal, ohne Weg und Steg, und früh Morgens kamen sie erschöpft in Ludwigsburg an.

Wohl fand am Morgen die Magd die Betten zerschnitten und die Vögel ausgeflogen, aber sie sprach kein Wort, denn sie fürchtete den Zorn des buschigten Peters. Diesen aber beschäftigten viel wichtigere Dinge, als daß er sich genauer nach dem Gefangenen erkundigt hätte.

XIV.

Und wer denn seyd Ihr, pflichtvergessene
Knechte,
Die Ihr das Herz der Könige bethöret?
Die Könige, die mild stets im Gewähren,
Nur hart, wenn sie auf Euern Rath gehöret!
Ihr, die, wenn um die angebornen Rechte
Die Menschheit fleht, in Aufruhr sie erklären,
Das Mißtrauen emsig nähren,
Der Fürsten Liebe von den Völkern wenden!
Blickt um Euch her; der Saamen Eurer
Thaten,
Ist aufgegangen, und in vollen Saaten
Wird er des Unheils grause Ernte spenden!
Blut fließt im Süden, Blut im Osten! —
Saget,
Es sey der Völker Schuld, — sagt's, wenn
Ihr's waget!
v. Zedlitz.

Das geheime Cabinet zu Ludwigsburg ver-

sammelte sich zu ungewöhnlicher Stunde. Es mußte etwas Wichtiges vorgefallen seyn, denn es war ganz vollzählig, und man erwartete sogar den Herzog drinnen. Das geheime Cabinet bestand aus fünf Mitgliedern, dem Minister v. Grävenitz, dem Geheimenrath v. Grävenitz, seinem Sohne, dem Geheimenrath Schütz und dem geheimen Referendär Pfau. Den Vorsitz führte die Gräfin v. Würben, und auch dießmal, obgleich der Herzog erwartet wurde und auch wirklich einige Zeit nach Eröffnung der Sitzung eintraf, behielt sie den Präsidentenstuhl. War doch Frau v. Maintenon, wie es schien, das Musterbild der Frau Gräfin, auch gegenwärtig, wenn Ludwig XIV. mit seinen Ministern arbeitete!

Das geheime Cabinet, ein neues durch die Gräfin v. Würben geschaffenes Institut, war die höchste Behörde im Lande. In seiner Hand war alle Gewalt; denn ihm mußten alle Finanz-, Justiz- und Gnadensachen vorgelegt werden. Der alte Geheimerath wurde dadurch factisch vernichtet, obgleich er dem Namen nach noch fortbestand. Er hatte nun Nichts mehr zu thun, als über das, was im Cabinet vorkam, sein unterthänigstes Gutachten abzustatten.

Die Mitglieder des geheimen Cabinets waren gewöhnlich durchaus mit einander im Einklang.

Hatten sie ja sogar einen Vertrag geschlossen, alle Sachen von Wichtigkeit nicht bloß vorher zu berathen, ehe man sie dem Herzoge vorlegte, sondern auch alle Verantwortlichkeit mit gleichen Schultern zu tragen, alle Vortheile ehrlich zu theilen und solche Maßregeln zu nehmen, daß man auch nach des Herzogs Tod gegenseitig gesichert wäre! Dießmal jedoch schienen die verschiedenen Glieder nicht ganz zusammenzustimmen. Es ward viel hin und hergesprochen, und nach einer Stunde hatte man noch kein Endresultat erlangt.

„Wie?“ rief endlich die Gräfin leidenschaftlich, „es ist eine Entreprise gegen mein Leben vorhanden; es ist eine Verschwörung da, eine wohl deliberirte, gut intendirte und völlig besonnene Verschwörung, und Ihr zaudert, zu dem letzten Mittel zu greifen, das hier allein von Effection seyn kann? Habt Ihr vergessen, daß ich es war, durch die Ihr zu Ehren und Aemtern gelangtet? Habt Ihr vergessen, daß Ihr ohne mich eine Nullität seyd?“ fuhr sie stolz fort und ließ der aufgereizten Laune immer mehr den Zügel schießen; „habt Ihr vergessen, was unsere Convention besagt? daß wir Alle einander in günstigen wie in widrigen Affären oder Händeln auf das Kräftigste assistiren und Einer des Andern Glück oder Unglück als das eigene

ansehen wollen? Oder Ihr wißt das Alles und könnt doch noch zaudern?“

„Meiner Frau Schwester,“ nahm jetzt der ältere v. Grävenitz das Wort, ohne im Mindesten seine süß lächelnde Miene zu verändern, „beliebt es seit neuerer Zeit gar oft, unser Souvenir zu stärken und uns an Dinge zu erinnern, die wir nie vergessen werden, noch vergessen können. Heute besonders scheint sie nicht mit dem besten Humor aufgestanden zu seyn. Allein ich bitte sie, sich par complaisance auch daran erinnern zu wollen, daß ihr Bruder es war, der sie zuerst am Hofe von Württemberg einführte. Doch wir wollen uns nicht streiten. À quel propos? Dießmal aber, meine liebe Schwester, muß es Dir nebulös vor den Augen seyn und Du siehst die Umstände durch eine trübe Brille. Wir haben die Sache von allen Seiten betrachtet, aber es ist ja nicht einmal das Factum einer Verschwörung constatirt.“

„Gewiß,“ sagte der Geheimerath v. Schütz mit einschmeichelndem Lispeln, „wird ein Jeder von uns gerne sein Leben für das Eurer Excellenz zu exponiren und einzusetzen bereit seyn. Aber wollten wir jetzt mit der Strenge verfahren, die Euer Excellenz anräth, so könnte leicht Schlimmeres daraus entstehen, als wir auf den ersten Augenblick ermessen können. Der Casus

könnte sogar zu ganz bösen Häusern führen. Bedenkt, Frau Gräfin, es sind wichtige Namen genannt, die höchsten Personen im Lande sollen an der Conjuration Theil haben, so ist die Aussage des Schreibers. Sollen wir diese Alle verhaften? Auf's Ungewisse hin in Prison und Fesseln legen? Oder gar, wie die Frau Gräfin will, ohne Weiteres dem Scharfrichter überliefern? Könnte da nicht leicht ein allgemeiner Tumult, ja sogar eine Revolte entstehen und also das Uebel erst geweckt werden, das wir unterdrücken wollen?“

„Noch einmal wiederhole ich's,“ sagte der Graf v. Grävenitz, „das Factum selbst ist durchaus unklar. Der Schreiber ist der Kundschafter meiner Frau Schwester; ich setze kein Mißtrauen in seinen Rapport; aber er behauptet ja selbst, nur in einem Nebencabinete gelauscht zu haben. Er hat keinen der Verschworenen mit Augen gesehen; wie können wir wissen, wer diese waren? Er hat Namen nennen gehört; aber könnten nicht auch falsche Namen gebraucht worden seyn, um der Entreprise und ihren Entrepreneurs, wahrscheinlich einigen schlechten, geringen Subjecten, eine Wichtigkeit zu geben, die sie nicht verdienen? Wie möchten wohl Prälaten, wie Cavaliere und Herren von Regard sich in ein einsames, verrufenes Cabaret, wo ge-

wöhnlich nur Räuber hausen, begeben, um da eine so hochwichtige Sache zu berathen, als die von dem Schreiber angegebene ist? Müssen wir nicht mit besonderer Präcaution handeln, da auch der Graf v. Trautmannsdorf, ein preußischer Unterthan, dabei seyn soll? Denn wir wissen ja alle wohl, in welchen Liaisons der Herzog mit dem Könige Wilhelm steht, und wie hoch er diesen ästimirt und venerirt."

Indem trat der Herzog ein, und sogleich nahm die Berathung eine andere Wendung. Denn so sehr hatte dieses Weib den Regenten Württembergs in seiner Gewalt, daß er, sobald er in ihrer Nähe war, ihrem Worte nicht widerstehen konnte.

„Mein Herzog weiß," sprach sie, indem sie in ihre weichen Worte Demuth, Ehrfurcht und Liebe vereinigt zu legen suchte, „daß ich nur erst kürzlich einem Angriffe auf meinem Schlosse zu Freudenthal ausgesetzt war. War es auf mein Leben, oder, noch viel schlimmer, auf meine Tugend abgesehen, — ich wurde nur mit Mühe gerettet. Den Tag darauf war eine Deputation von Prälaten und Rittern da, um Seine Durchlaucht zu bewegen, mich von seiner Seite zu entfernen. Man drohte, ihn von dem Genuß des heiligen Abendmahls, wie man auch mir längst gedroht hat, auszuschließen, wenn

er nicht von mir ließe. Nunmehr, um das Maaß voll zu machen, wird eine Verschwörung angezettelt, und sowohl jener heuchlerische Bube mit seinen Gefährten, die mich auf meinem Schlosse verderben wollten, als auch die Mitglieder der Deputation sind dabei. Man scheut sich nicht im Geringsten; es geschieht Alles fast unter unsern Augen, und das Ziel aller dieser Machinationen bin ich, nur ich. O, ich weiß es wohl," fuhr sie, wie von Schmerz überwältigt, fort, und ihre Miene ward fast schwermüthig und eine Thräne entfiel ihrem Auge, „man ruht nicht, bis mich der Herzog verstoßen haben wird, meine Feinde lassen nicht ab, bis sie in meinem Blute ihren Haß gekühlt haben. Aber soll ich sterben, so will ich von meines Herzogs Hand fallen; soll ich verstoßen werden von dem Manne, dem ich meine Jugend und meine Unschuld, dem ich Alles geopfert habe, so spreche er selbst das Urtheil aus, das mir ärger wäre als zehnfacher Tod."

Bei diesen Worten schien sie der Gram so sehr zu beugen, daß ihr ganzer Körper zitterte, und ihre Brust sich convulsivisch hob. Nur ihr Auge, das halbgeschlossen lauernd den Herzog betrachtete, um zu sehen, welche Wirkung diese Worte hervorbringen würden, zeigte, daß ihr

Inneres ganz anders dachte, als ihr Mund sprach. Der Herzog aber war tief ergriffen.

„Nein, meine Wilhelmine," rief er, sie in seine Arme schließend, „man soll uns nie trennen. So lange ich athme, so lange ich noch selbst Herzog bin in Württemberg, so lange sollst Du Freude und Leid mit mir theilen."

Die vier Männer sahen einander bedeutungsvoll an, und auf einen Wink des ersten Ministers nahm der Geheimerath Schütz, auf den der Herzog insbesondere Vertrauen setzte, da derselbe seinen durchtriebenen Verstand in Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe in Wien längst bewährt hatte, das Wort, und wagte es, mit geläufigen Worten dem Herrn die Zweifel vorzutragen, welche die Mitglieder des Cabinets beunruhigten. Auch die Uebrigen stimmten bei, obgleich die Gräfin v. Würben sie mit bösen Augen musterte.

„Man führe den Schreiber und den Knecht herein," herrschte nun Eberhard Ludwig. „Wir wollen die Sache selbst untersuchen."

Und zwei alte Bekannte wurden hereingeführt, denn der Eine war der Söldner, welcher nach dem Kampfe in Freudenthal mit fortgeführt worden war, der Andere aber war der Schreiber aus Lauffen.

Auf den Befehl des Herzogs begann der

Schreiber seine Erzählung, die er gar wohl in die Länge zu ziehen wußte, um ihr eine desto größere Wichtigkeit zu geben. Er fieng damit an, wie ihn die gnädige Gräfin für geringe Dienste, so er ihr früher geleistet, und auf die Empfehlung eines vornehmen Freundes hin in ihre eigenen Dienste zu nehmen geruht habe, und nur erst nach langen Umschweifen, die den Herzog, der die Kürze liebte, manch zornigen Ausruf kosteten, kam er darauf, wie er, in Diensten der Gräfin ausgesandt, mit Gottes Hülfe sich im Walde verirrt habe und durch dieses glückliche Ereigniß hinter den gräßlichen Anschlag gekommen sey, der das geheiligte Leben von Ihrer Excellenz, der Frau Gräfin v. Würben, bedrohe. Der Knecht bestätigte Alles.

„Gut," sagte der Herzog, als die Erzählung endlich zu Ende war. „Ihr mögt jetzt gehen, und so Ihr die Wahrheit gesprochen habt, so soll Euer Lohn nicht ausbleiben."

Wiederum begann die Berathung, und dauerte noch eine geraume Zeit, denn auch jetzt noch wollten die männlichen Mitglieder des Cabinets nicht nachgeben. Ausser dem Herzog und der Gräfin waren Alle der Ansicht, daß man nicht das ganze Land in Aufruhr bringen solle auf die Aussage zweier Zeugen hin, die nicht einmal als ganz glaubwürdig gelten konnten.

Der Herzog aber meinte, er sey Herr im Lande, und sollten auch alle seine Unterthanen sich gegen ihn verschwören, so würde er doch seine Sache mit seiner Armee durchzusetzen wissen.

„Ließen sich nicht,“ sagte endlich der Geheime-rath v. Grävenitz, der jüngste Sohn des Ministers, „beide Meinungen vereinigen? Man lasse die Jagd wirklich vor sich gehen; Alles sey so, wie gewöhnlich, und wie es die Verschworenen vermeinen. Aber man lasse eine Truppe Soldaten sich in Jägerröcke stecken und eine andere Zahl marschire voraus und verstecke sich im Walde. Ist nun eine Verschwörung da, soll ein Angriff auf das Leben der Gräfin, oder auf unser Leben geschehen, denn daß es nicht auf Seine Durchlaucht selbst abgesehen ist, das gestehen unsere Spionen selbst zu, — so ist bewaffnete Macht genug vorhanden, um uns zu defendiren. Dann aber haben wir das Recht auf unserer Seite, und wer möchte es unter solchen Umständen dem Herzoge, unserm durchlauchtigsten Herrn, verargen, wenn er die Schuldigen bestraft, und so rigorös bestraft, als sie es verdienen? Wie leicht ist es auch, daß die Meisten im Kampfe fallen und wer anders trägt dann die Schuld von ihrem Tode, als sie selbst?“

Diesem Vorschlage ward alsbald Beifall geschenkt. Noch wurden die nöthigen Maßregeln

besprochen, um ganz sicher zu gehen, und bald darauf ward die Sitzung des geheimen Cabinets aufgehoben.

XVII.

Wer ein Mann ist, vertheidigt sein gutes Recht,
Der Feige nur ist der Tyrannen Knecht.

Altes Lied.

Sie liegen in Graben und Hecken versteckt,
Hinter Klippen und alte Mauern gestreckt;
Und die Schlucht ist besetzt und die Straß' ist umstellt,
Und Einer dort Wacht auf der Höhe hält.

v. Zedlitz.

An dem Tage, an dem die große Jagd im Schönbuche statt finden sollte, war auf zehn Stunden um Ludwigsburg ein vielfach beweg= tes Treiben. Aus allen Dörfen, viele Meilen in die Runde, waren die Bauern aufgeboten worden. Denn damals mußten die Bauern noch Frohndienste leisten, von deren Strenge man jetzt in den meisten Orten Württembergs

keine Ahnung mehr hat. Es waren ihrer wohl an die Dreitausend und noch mehr, die von allen Seiten dem Walde zwischen Vaihingen, Böblingen und Sindelfingen zuzogen. Von frühe Morgens an waren viele Jäger damit beschäftigt, den Haufen die gehörigen Plätze anzuweisen, damit sie das Wild geschickt zusammentreiben möchten. Die Mannschaft bestand aus alten und jungen Leuten; Alle aber waren in weiße Zwilchkittel gekleidet und mit schweren Stöcken bewaffnet; denn Gewehre waren den Bauern bei hoher Strafe verboten, und wenn Einer sich unterstanden hätte, auch nur mit dem Stocke ein Wild todtzuschlagen, der hätte der Todesstrafe gewiß seyn können.

Unter den Bauern mochten wohl Viele seyn, die früher in Kriegsdiensten gestanden hatten; denn sie trugen zum Theil große und starke Schnurrbärte und hie und da zeichnete sich Einer durch eine geradere und stolzere Haltung vor den Andern aus. Das Tragen des Bauerkittels mochte Manchem auch wohl neu seyn, denn dieser und jener geberdete sich darin, als ob's ein Rock wäre, der ihm nicht gebühre. Von diesen letztern drängten sich besonders Viele nach der Stelle, wo der Herzog, die Gräfin und die Angestellten am Hofe ihren Platz haben sollten, um das herbeigetriebene Wild zu schie-

ßen. Hier wurde ohnedem die Schaar der Bauern dichter als gewöhnlich aufgestellt, damit ja kein Wild, das, durch die Schüsse erschreckt, ausriß, entschlüpfen sollte. Mit ihren Stöcken hatten sie es in den Kreis zurückzutreiben. Diese Stelle war die gefährlichere, denn nicht selten geschah's, daß ein angehetzter Eber die Reihen zu durchbrechen suchte, oder ein Hirsch, auf's Aeußerste getrieben, in hohen Sätzen über die Abtreibenden hinwegsetzte, so daß manche Bauern auf der Jagd schon schwer verwundet, wenn nicht gar getödtet wurden. Die Jäger sahen es daher nicht ungern, daß an diesen Platz sich besonders kräftige Leute hindrängten, die augenscheinlich schon mehr an Gefahren gewöhnt waren, als gewöhnliche Bauern, welche alle Zeit ihres Lebens hinter dem Pfluge zugebracht hatten.

War man nun hier schon von frühe Morgens an thätig und in Arbeit, so herrschte in Ludwigsburg selbst ein noch viel geschäftigeres Treiben. Die ganze Stadt war in Bewegung; denn wer nicht selbst an der Jagd theilnehmen konnte oder durfte, der wollte doch wenigstens die Abfahrt der hohen Herrschaften mit ansehen. Es war solche immer mit großem Gepränge verbunden; heute aber schien der Pracht mehr als je zu seyn.

Schon in der Nacht waren mehrere Compagnien Fußvolk aufgebrochen, von denen man nicht wußte, wohin sie bestimmt seyen. Doch schien ihr Abmarsch mit der heutigen Jagd in Verbindung zu stehen, und die Neugierigen raunten sich geheimnißvolle Dinge in's Ohr, die zum Theil der Wahrheit näher kamen, als man hätte glauben sollen; denn nicht selten entstehen aus bloßen Muthmaßungen Gerüchte, die eine Sache, die vielleicht ganz geheim betrieben wurde, ziemlich richtig an den Tag legen, und daher mag es auch kommen, daß die Fama von einer Begebenheit gar manchmal schon früher berichtete, ehe die schnellsten Couriere Nachricht geben konnten. Der Jäger schienen es dießmal auch mehr zu seyn, denn sonst, ob man gleich gewohnt war, dieselben immer in großer Anzahl versammelt zu sehen, wenn der Herzog auf die Jagd, sein Lieblingsvergnügen, auszog. Die Jagdgeräthschaften waren äußerst kostbar, und über die Pracht der Pferde, die im Schloßhofe und außerhalb desselben mit Ungeduld ihre Reiter erwarteten, schien Nichts zu gehen.

Endlich fuhr der Wagen des Herzogs vor. Der Herzog liebte es in seinen spätern Jahren, wo ihm das Reiten beschwerlicher wurde, so weit es thunlich war, auf die Jagd zu fahren.

Es war ein leichter Jagdwagen, in dem sich der Herzog, ohne andere Gesellschaft oder Begleitung als die der Gräfin v. Würben, setzte, und doch war der Wagen mit acht herrlichen Rossen bespannt. Der Herzog lenkte das schöne Viergespann von seinem Sitze aus; denn er war nicht nur ein sehr guter Reiter und in allen ritterlichen Uebungen wohl erfahren, sondern er hatte es auch in der Kunst, die Pferde zu lenken, zu einer seltenen Fertigkeit gebracht. Außer diesem besaß er noch zwei solcher Viergespanne, welche Alle nur von Einem Kutscher gelenkt wurden, und die acht Pferde waren so trefflich eingeschult, daß sie vor dem Wagen alle Künste der Reitschule zu machen verstanden. Sobald der Herzog in raschem Trabe durch das Schloßthor lenkte, warfen sich die Edelleute, die in seinen Diensten waren, die Jägermeister und Stallmeister, die Kammerherren und Kammerjunker, auf's Pferd, und im Fluge gieng's fort, auf der Straße nach Stuttgart, dem Schönbuchwalde zu. Es war ein außerordentlich starkes Gefolge, das dießmal dem herzoglichen Wagen theils folgte, theils vorausgeeilt war; doch bemerkte man nur wenige Damen darunter, während sonst immer an solchen Jagden gar viele Edelfrauen Theil nahmen. Auch fiel es auf, daß die Jä-

ger mit Schieß- und Seitengewehren außergewöhnlich stark bewaffnet waren.

In Vaihingen ward Halt gemacht. Der Herzog und die Gräfin stiegen nun ebenfalls auf die bereit gehaltenen Rosse. Die Ordnung ward festgesetzt und die Cavalcade setzte sich alsbald dem Walde zu in Bewegung.

Nur Wenige waren in das Geheimniß des Tages eingeweiht, und nur diese Wenigen wußten es, was der Rapport, den man dem Herzoge von Zeit zu Zeit machte, bedeuten sollte. Die Andern bezogen es auf die Anordnungen zur Jagd.

„Alles in Ordnung!“ rief der Herzog fröhlich, als er das Nöthige erfahren und befohlen hatte. „Nun mögen es die Schurken wagen, wenn anders ein wahres Wort an der Sache ist.“

In gegenwärtiger Zeit durchschneidet eine schöne und sehr frequente Poststraße den fast zwei Stunden in der Breite haltenden Wald zwischen Vaihingen und Böblingen. Damals aber war Alles beinahe undurchdringliche Wildniß, und nur wenige Waldwege dienten dazu, das gefällte Holz in's Freie herauszuführen. Rechts von der jetzigen Straße ist ein nicht gar zu tiefes Thälchen, das, von einem Bächlein durchflossen, sich gegen Böblingen hin ab-

neigt. Auf der Anhöhe dieses Thälchens stand der Herzog mit seinem Hofe. Hierher mußte das Wild getrieben werden. Auf dem andern Abhange, für Jedermann unsichtbar, war das Herzogliche Militär aufgestellt, das in der Nacht hierher beordert war. Dicht hinter dem Herzog und der Gräfin und zu ihren beiden Seiten standen viele Jäger, scheinbar nur damit beschäftigt, die abgeschossenen Gewehre wieder zu laden und den hohen Herrschaften zu bieten; aber ihre große Anzahl sowohl als auch die Art ihrer Bewaffnung zeigte, daß sie zu einem ganz andern Zwecke hierher beordert waren.

Das Treiben hatte seinen Anfang genommen. Immer enger und enger ward der Kreis, immer näher und näher kam das Wild. Schon stiebten die Vorläufer des großen Wildes in jähem Laufe herbei; allein die niedere Jagd ward von den hohen Herrschaften zu gering geachtet, um einen Schuß darauf zu thun. Jetzt kam das scheue Reh und bald zeigten sich auch Hirsche und Schweine, und in immer größerer Masse stürzte das scheu gewordene Wild herbei, und suchte sich einen Ausgang. Damals war der Schönbuch, ein herrlicher Eichenwald, noch so voll von Wild aller Art, daß die jetzige Zeit sich keinen Begriff davon machen kann,

Die Waidmannslust erwachte unter der solennen Gesellschaft, und als die Gräfin mit dem ersten Schusse auch den übrigen Jagdtheilhabern die Erlaubniß zum Schießen gegeben hatte, hörte man von allen Seiten das Krachen der Flinten. Der Kreis, den die treibenden Bauern geschlossen hatten, ward immer enger und dichter, so daß kein Wild mehr entfliehen konnte. Jetzt war der Herzog etwas auf die Seite geritten, um einen gewaltigen Eber zur Zielscheibe seines Schusses zu machen, Da glaubten die Verschworenen den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben, und urplötzlich erscholl der Ruf: „Es lebe der Herzog, nieder mit der Landesverderberin!“ Von vielen Seiten ward der Ruf wiederholt und hallte noch vielstimmiger wieder im Echo des Waldes. Die Gräfin v. Würben erfaßte eine Todesangst, und sie spornte ihr Pferd zur Flucht. Schnell aber hatten die Verschworenen einen Kreis um sie und die wenigen Begleiter, die ihr zur Seite waren, geschlossen. Es entstand ein augenblicklicher Wirrwarr, und beinahe wäre es den Verschwornen gelungen, der Gräfin habhaft zu werden. Aber mit schnellem Ueberblick musterte der Herzog die Seinen und nur eines Zeichens bedurfte es, so eilte das Fußvolk, das am Abhang des Berges aufgestellt war, im Sturm-

schritte herbei. Der Herzog ordnete jetzt die Seinigen zum Angriff.

„Hierher, wer nicht grävenitzisch ist!“ rief die rauhe Stimme des buschigten Peter.

„Hierher, wer's gut meint mit Württemberg,“ rief der Ritter v. Wellendorf, und alsbald blitzten die Schwerter, die die verkleideten Bauern unter ihren weißen Kitteln verborgen hatten. Wüthend drang der Haufe auf die Gräfin ein, und obwohl beschlossen worden war, dieselbe lebendig zu fangen, so wäre es um das Leben der v. Würben geschehen gewesen, wenn die Verschwornen Schießgewehre gehabt hätten. Schon war ihr Pferd durch einen Schwerthieb verwundet. Aber die Hülfe war nahe.

Ein großer Theil der Verschwornen stand zwischen dem Herzog mit seinen Jägern, die sich in großer Zahl um ihn versammelt hatten, und den immer näher rückenden Truppen. Den Meisten aber war es nicht möglich gewesen, in der Eile sich dem Haufen derer anzuschließen, der auf die Gräfin v. Würben eindrang. Viele der Vornehmen mochten wohl auch mit Absicht sich ferne halten, um vielleicht aus dem Gelingen des Plans Vortheil zu ziehen, oder bei'm Mißlingen zu Zeiten noch sich retten zu können.

„Feuer!“ kommandirte der Herzog.

„Feuer!" kommandirte der Hauptmann der regelmäßigen Truppen.

Der kleine Haufen der Verschworenen schmolz noch kleiner zusammen. Bald waren sie von allen Seiten eingeschlossen. Sie hatten keine Waffen, als ihr Schwert, aber die Verzweiflung kämpfte mit ihnen.

„Auf die Grävenitz!" schrie der buschigte Peter, und die Wenigen um ihn drangen unwiderstehlich vorwärts.

„Hab' ich Dich, Schurke!" schrie der Ritter v. Witzleben, indem er den v. Stutenheim, der in der Nähe des Herzogs hielt, gewahrte. „Du sollst mir nicht entrinnen, feiger Meuchelmörder!"

Er trennte sich von den Andern, um den mecklenburgischen Edelmann anzugreifen. Nur sein Freund, der ritterliche Wellendorf, drang mit ihm vor.

Viele der Verschwornen waren schon gefallen, aber auch Manche der Herzoglichen hatten schwer verwundet die Erde geküßt. Mancher Reiter war vom Pferde gesunken und sein lediges Roß suchte bäumend das Weite.

Die Lage der Angreifenden wurde immer bedenklicher, und schon schien ihrer Aller Untergang gewiß. Aber der buschigte Peter, der in diesem kritischen Augenblick allein das Com-

mando zu führen schien, verlor den Muth und die Besonnenheit nicht.

„Zu Pferd!“ rief er mit so gewaltiger Stimme, daß sie auch das betäubendste Getöse übertönte. „Ergreift die ledigen Pferde! Nur nach den Reitern gehauen!“

Er selbst gab das erste Beispiel.

Rasch schwang er sich auf ein Roß, das er so eben seines Reiters entledigt hatte. Eben so rasch hatte auch der Graf v. Trautmannsdorf sich auf ein Anderes geworfen, und mehrere Andere folgten ihrem Beispiele.

Aber der Ausgang war nicht mehr lange zweifelhaft. Das tapfere Häuflein, so muthig es auch um sich hieb, erlag der Ueberzahl. Eine Menge Todter und Verwundeter lag umher, und von Vielen zugleich angefallen, konnte Keiner lange widerstehen. Da sah der buschigte Peter, daß Alles verloren sey. „Lebendig sollen sie mich nicht haben,“ murmelte er ingrimmig. Aber auch jetzt in der größten Gefahr vergaß er der Pflichten eines Anführers nicht.

„Mir nach, wer ein Herz im Leibe hat!“ schrie er, und sprengte sein Roß gerade ein auf den Kreis vor ihm. Neben ihm drang der Graf v. Trautmannsdorf vor. Beide waren über und über mit Blut bespritzt.

Scheu wich Alles zurück vor dem gewaltigen

Andrang, und in mächtigen Sprüngen setzten die Pferde über das Fußvolk hinweg. Bald waren sie aus dem Kreise hinaus und fort gieng's in tobender Hast. Wohl setzten den Beyden auf Befehl des Herzogs einige Reiter nach, aber sie vermochten Jenen nicht zu folgen. Wie durch ein Wunder gelangten sie mitten zwischen den dicht stehenden Bäumen hindurch, die Körper fast ganz platt gelegt auf die Mähne der Rosse. Bald kehrten die Verfolger von dem vergeblichen Ritte um, denn sie mußten befürchten, Hals und Bein zu brechen bei dem gefährlichen Ritt, oder wie Absalon an den Bäumen hängen zu bleiben.

Viele der Verschworenen lagen todt auf dem Platze, Viele lagen zum Tode verwundet, Andere waren von den Angreifenden erdrückt zu Boden geworfen und gefangen worden; nur Wenige entkamen unter dem Schutze ihrer Verkleidung oder weil sie, durch ein Ungefähr von dem Ort des Gefechtes entfernt, gar nicht zum Kampfe gekommen waren. Unter den Gefangenen waren auch die v. Witzleben und v. Wellendorf.

So hatte die Jagd schnell ein blutiges Ende genommen. Der Herzog und die Gräfin eilten nach Ludwigsburg zurück. Aus den nächsten

Dörfern holte man Wägen, und führte darauf die Verwundeten und Gefangenen eben dahin ab.

XVIII.

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonn' kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.
H. Heine.

Zu den Zeiten des Herzogs Ulrich war unter den Bauern eine Verbindung entstanden unter dem Namen der „arme Konrad.“ Es waren lauter arme Gesellen, denen die schwere Zeit und der Druck von Oben nichts mehr übrig gelassen hatte, als ihr bischen Leben. Darum nannten sie sich die Herren von Habenichtshausen und die Ritter von Geldlosen, und sie thaten sich zusammen, da sie keinen andern Rath mehr wußten, und fiengen eine Revolution an, die nur mit Mühe und großem Aufwand von Menschenleben gedämpft werden

konnte. Das Wort „kein Rath“ aber verwandelte sich in den Namen „Konrad.“ Fast ebenso ergieng’s den Bauern zu den Zeiten, in denen unsere Geschichte sich bewegt. Sie waren zum Theil so heruntergekommen, daß sie fast gar nichts mehr ihr Eigenthum nennen konnten, und es bemächtigte sich ihrer ein finsterer Humor, wie es ja oftmals zu geschehen pflegt, daß Leute, die in’s größte Elend gekommen, von selbst anfangen, über die eigene Lage zu spotten und zu ironisiren.

Als die Jagd im Schönbuche in großer Verwirrung zu Ende gegangen war, kehrten die Bauern um in ihre Heimath. Wären sie mit in’s Geheimniß gezogen gewesen, der Sieg wäre dem Herzog und den Seinigen wohl nicht so leicht geworden; denn obwohl der Württemberger mit so großer Liebe an seinem Fürsten hängt, daß er auch nicht von ihm läßt, wenn dieser mit schweren Bedrückungen ihn heimsucht, so war doch Niemand verhaßter im ganzen Lande, als die Gräfin v. Würben.

Eine Parthie solcher zurückkehrender Bauern hatte sich in der Nähe von Neckarthailfingen, einem Dorfe im Neckarthale zwischen Kirchheim und Tübingen, gelagert. Es war gegen Abend, und da sie die Nacht vorher schon von Hause aufgebrochen waren zum Frohndienst bei der

Jagd, und jetzt schon wieder die weite Strecke vom Schönbuche bis hieher zurückgelegt hatten, so waren sie müde und abgeschlagen.

„Wir wollen ein Feuer anmachen,“ sagte Einer, „und Erdäpfel drin braten. So haben wir doch Etwas zu essen, wenn auch Nichts zu nagen. Das Fleisch muß immer seltener werden; denn ich habe schon lange nicht einmal mehr einen Knochen gesehen, meine eigenen ausgenommen.“

„Geschwinde,“ rief ein Anderer, „sonst nimmt's uns die Grävenitz vor der Nase hinweg. Ich will nicht wissen, wem der Acker da gehört, aber es ist immer besser, wir bekommen's, als die alte Beischläferin.“

Die ganze Gesellschaft war mit einverstanden und in aller Schnelligkeit ward Holz gesammelt, das Einige von den nahen Obstbäumen brachen, unbekümmert, ob diese von der gewaltsamen Operation zu Grunde gehen mochten oder nicht. Andere gruben aus dem nächsten Acker Kartoffeln aus und das Feuer brannte lustig und die Bauern ließen sich die karge Kost trefflich schmecken.

„Ich wollte,“ sagte wieder Einer, „die Herren von heute Morgen, die in's Gras beißen mußten, könnten mit uns essen. Es würde ihnen

besser schmecken, als der feuchte Boden im Schönbuche.“

„Und ich wollte,“ meinte ein Vierter, „die Grävenitz läge da über dem Feuer; ich würde gerne den Baum dort umhauen, um noch ein bischen nachzuschüren, damit sie's warm genug hätte.“

„Oho!“ lachte ein Fünfter, „hast Du Lust, gehangen zu werden? Sie haben jetzt ein neues Wort erfunden und unser Amtmann heißt's Hochverrath. Früher starben bloß Edelleute dran, aber seit neuerer Zeit ist auch mancher andere ehrliche Mann an dem Worte erstickt.“

„Ja, ja,“ meinte wieder ein Anderer, „wir sind jetzt vornehm geworden, und der Hochverrath ist nicht mehr bloß das Vorrecht der Adeligen und Herren. Aber gehangen ist gehangen, und ich sähe lieber meinen Gutsherrn wegen Hochverraths baumeln, als mich selbst. Aber wißt Ihr was?“ fuhr er fort, indem er dem nächsten Baume einen schweren dürren Ast abbrach, „der Ast da soll die Grävenitz seyn, und jetzt legen wir ihn über's Feuer, und seht nur, wie die Grävenitz brennt!“

„Kein Wunder!“ sagte ein Siebenter, „sie hat allen unsern Speck auf sich liegen, und es ist nur gut, daß sie uns das Fell noch nicht über die Ohren gezogen hat.“

So scherzten die Bauern über das Elend des Landes und über ihr eigenes. Da kam ein Reiter über das Feld dahergeritten. Die Spuren des Rauchs, der vom Feuer aufstieg, schienen ihn herzulocken, denn es führte keine Straße vorbei.

„He, Ihr Bauernlümmel,“ rief er schon von Weitem, „ich habe mich verirrt. Wohin geht der nächste Weg nach Neuffen?“

Diese derbe oder vielmehr grobe Anrede darf uns nicht in Verwunderung setzen, denn vor hundert Jahren stellte man den Bauer noch nicht gar hoch und Edelleute und Beamte giengen mit der arbeitenden Klasse oft schlimmer um, als mit ihren Ochsen und Kühen. Der Bauer setzte solcher herabwürdigenden Behandlung meistens eine gewisse Lethargie entgegen, die dem oberflächlichen Beobachter als stumpfe Ergebenheit vorkam. Wer aber den Character des Volks besser studirte, sah wohl, daß hinter dieser anscheinenden Gefühllosigkeit und Abgestumpftheit ein tiefer Haß verborgen lag, der nur auf die Gelegenheit wartete, wo er ungestraft hervortreten konnte. So schienen auch die Bauern, deren Zweigespräch ich vorhin meinen Lesern zu kosten gab, die Grobheit des fremden Reiters ganz geduldig hinzunehmen;

dennoch erhob sich Keiner, um eine gefällige Antwort und Auskunft zu ertheilen.

„Mag der Herr den Weg selbst suchen,“ meinte Einer trocken, indem er gemächlich eine Erdbirne zum Munde führte.

„Ich schenke dem,“ sprach der Reiter weiter, „der mich auf den rechten Weg lenkt oder mich bis an die Festung geleitet, einen Goldgülden. Wer will etwas verdienen?“

„Willst Du, Hans?“ fragte ein Anderer der Bauern seinen Nachbar. Aber der Ton der Stimme zeigte deutlich, was er für eine Antwort erwarte.

„Was thät ich auch damit?“ erwiederte dieser. „Morgen hätte ihn ja doch der Amtmann und dann müßte ich noch extra frohnen, weil er gerne noch mehr hätte.“

„Wie? Keiner regt sich?“ rief der Reiter entrüstet. „Wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt? Ich reise im Auftrage der gnädigen Gräfin v. Würben, Excellenz. Ich habe,“ fuhr er mit gravitätischer Miene fort, als die Bauern statt aller Antwort sich gegenseitig ansahen und mit den Augen blinzelten, „ich habe wichtige Depeschen bei mir für den Schloßhauptmann von Neuffen. Wollt Ihr jetzt oder nicht?“ Nun, wenn Ihr nicht im Guten wollt,“ setzte er zornmüthig hinzu, da noch Keiner Miene

machte, dem wichtigen Manne behülflich zu seyn, „so sollt Ihr's im Strengen," und damit hieb er dem zunächst Sitzenden ein Paar mit der Reitpeitsche über den Rücken.

Aber wie der Blitz waren die Bauern auf und eben so schnell der Reiter vom Pferde herabgezogen.

„Was meint Ihr?" sagte wieder einer der humoristischen Bursche, „wenn wir den Menschen da für die Grävenitz selbst nähmen? Ich habe schon oft mit dem Geruch vorlieb nehmen müssen, während der Amtmann den Braten fraß. Der da müßte einen hübschen Braten-Geruch geben. Wir wollen ihn ein bischen rösten, und dann als Schwarzwildpret nach Ludwigsburg senden."

„Ihr werdet doch Nichts mit mir vorhaben," sprach jetzt geängstigt der Reiter; „ich bin der Frau Gräfin Schreiber; ich bin wichtiger, als Ihr vielleicht glaubt. Wißt, ich war es, der die Verschwörung herausgebracht hat, und ohne mich wär's mit der Frau Gräfin aus."

„Der Kerl ist nicht werth, daß wir ihn verbrennen," meinte ein Zweiter verächtlich. „Wir wollen dem Teufel nicht in's Handwerk greifen."

„Er hat absonderlich feine Beine," sagte ein Dritter, „er müßte sich schön ausnehmen, wenn wir ihn ein Bischen in der Luft zappeln ließen."

„Kommt," rief ein Vierter, „er soll keine Verschwörung mehr entdecken. Am Ende gäbe er auch uns als Verschwörer an, und wir haben doch die Frau Gräfin so lieb!"

„Lieb zum Fressen," lachte ein Fünfter. Und nun zogen sie den armen Schreiber zum näch- sten Baume und schnell ward eine Weide zum Seile gedreht.

„Ihr werdet doch nicht?" rief entsetzt der Unglückselige, den heute sein Geschick erreichen sollte. „Bin ich denn unter Räuber gefallen? Nehmet Alles, was ich habe. Ich will Euch noch viel mehr geben, ich verspreche Euch hun- dert Goldgülden, mein ganzes Vermögen und was ich noch bekommen werde. Ich will Euch gewiß nicht verrathen, ich schwöre es Euch. Nur laßt mich bei'm Leben." Der Erbärmliche zitterte, wie Espenlaub, und die Todesangst trieb ihm die Augen aus dem Kopfe. Doch schon ward er von Einigen in die Höhe geho- ben; Andere legten ihm die Weide um den Hals und noch ein Anderer band sie an einem Aste fest. Da ließen ihn die Ersten los, und gaben ihm einen Stoß und er schaukelte am Baume hin und wieder. Er suchte sich mit den Händen festzuhalten, aber die Kraft der- selben ließ bald nach und schon ward sein Ge- sicht blau und immer blauer.

Die Bauern setzten sich ruhig wieder zu ihrer Mahlzeit, ohne sich durch das Geschrei des Erstickenden im Mindesten stören zu lassen. Nur manchmal warfen sie ihm einen Blick zu und die convulsivischen Bewegungen desselben schienen ihnen Freude zu machen.

„Der verfälscht kein Testament mehr," sagte Einer unter rohem Gelächter.

„Ich glaube, er friert," meinte ein Anderer. „Sieh' nur, wie er blau wird vor Kälte."

„Wir wollen ihm schon rothe Backen machen," erwiederte ein Dritter, auf den derben Spaß eingehend.

Nun schoben sie einige brennende Späne unter ihn hin, und hätte nicht schon der Strick seinem Leben ein Ende gemacht, so wäre er bald in Rauch und Dampf erstickt. Der Elende hatte den Lohn seiner Verrätherei gefunden.

„Wir wollen doch sehen, was er bei sich hat," meinte wieder Einer, und durchsuchte die Satteltaschen des Pferdes. Er fand Nichts als einige Papiere. Nur mit Mühe ward Einer unter ihnen gefunden, der nach langem Buchstabiren die Adresse herausbrachte. Es war eine Depesche an den Schloßhauptmann in Neuffen.

„Wollen wir sie verbrennen?" fragte der Bauer die Andern.

„Nein, es könnte sonst leicht nachgefragt werden. Am besten ist's, es läuft Einer heute Nacht noch nach Neuffen, und wirft das Päckchen über das Hofthor in die Ringmauer hinein. Da werden sie's schon finden, und der Teufel mag wissen, woher es kommt."

Die Bauern standen nun auf, um ihre Heimath aufzusuchen, so gleichgültig und indolent als wäre Nichts geschehen, als wäre eben kein Mord begangen worden. Dem Pferde gaben sie einen Schlag, daß es die Weite suchte. Den andern Morgen aber brachte die Schildwache dem Schloßcommandanten von Neuffen ein Packet Briefe, das über die Mauern geworfen worden seyn mußte. In den Briefen stand der Befehl, eiligst mehrere Kerker in Stand zu setzen für wichtige Staatsgefangene, die den andern Tag auf die Festung gebracht werden würden.

Wer den Schreiber getödtet, wer das Packet über die Mauer geworfen, hat man nie erfahren. Es wurden auch keine sonderlichen Nachforschungen veranstaltet. Der Eigenthümer des Ackers, auf dem die Bauern die That vollbracht hatten, fand den Leichnam und verscharrte ihn; er wagte es nicht, der Obrigkeit Anzeige zu machen, um nicht selbst Verdacht auf sich zu laden.

XIX.

Mir wanken die Knie! o weh, —
O fort von hinnen, geschwind, geschwind!
Die Sonne geht nieder so blutigroth,
Als läg' mein Liebster erschlagen und todt!
v. Zedlitz.

Das Ereigniß im Schönbuchwalde brachte im ganzen Lande Württemberg große Aufregung hervor. Alle, in deren Busen noch Liebe zum Vaterlande, Liebe zu Recht und Gerechtigkeit, Mitleid für die Unterdrückten wohnte, sie Alle trauerten für die Unglücklichen, welche in dem Aufstande gefangen genommen worden waren. Man prieß Die glücklich, die im Kampfe gefallen waren, denn die Andern erwartete wohl ein viel schrecklicheres Loos. Die Anhänger der Grävenitz dagegen erhoben ihr Haupt noch stolzer als zuvor, und der Bedrückungen waren noch mehr als früher. Nunmehr schien erst die Gräfin v. Würben in ihrer Allgewalt recht befestigt zu seyn, und allen Widerstand hielt man jetzt für vergeblich und völlig unnütz. Man sprach von Verhaftungen, die aller Or-

ten unter Reichen und Armen, vorzüglich aber unter den Ersteren, vorgenommen wurden. — Man befürchtete für das Leben Aller, die als Vaterlandsfreunde, als Feinde der Landesverderberin bekannt waren. Auf die Beibringung der Entflohenen waren große Belohnungen gesetzt. Zwar sandte der Adel Württembergs und der geistliche Stand abermals eine Deputation an den Herzog; aber dieser ließ sie nicht vor, sondern wies sie an den geheimen Rath und das geheime Cabinet. Die Deputation bat um Nichts, als um einen ordentlichen Richterspruch, daß nicht ein gewaltthätiges Urtheil das Leben ihrer Mitbürger gefährde. Dieser Richterspruch ward ihnen versprochen, und man schien auch Wort halten zu wollen, denn eine große Untersuchung ward eingeleitet, eine Untersuchung, die sich über das ganze Land verbreitete. Glaubten doch die Anhänger der Grävenitz und diese selbst, dießmal das Heft nicht aus der Hand legen zu dürfen, ohne sich aller Feinde entledigt zu haben! Meinte man doch, jetzt sey der rechte Zeitpunkt gekommen, alle Unzufriedenen als geheime oder offene Theilnehmer an der unterdrückten Verschwörung in den Proceß hereinziehen zu können! Wie aber das Urtheil ausfallen werde, darüber konnte kein Mensch in Zweifel seyn; denn das

Untersuchungsgericht war aus Männern zusammengesetzt, die Alle der Grävenitz auf Tod und Leben ergeben waren, aus Männern, nicht gesonnen, Recht und nach Recht zu sprechen, wohl aber nach dem Vortheil, der ihrer harre, wenn sie der allgewaltigen Gräfin sich zu Gefallen erwiesen. Darum war die Trauer in ganz Württemberg allgemein.

Von Allen aber, die in der Sache betheiligt waren, gab es zwei Herzen, die eine besondere Theilnahme bewegte, und diese zwei Herzen gehörten zwei schönen Mädchen an. Nie ist ein Weib größer, als in den Tagen des Unglücks. Der Mann verzweifelt, wenn das Weib noch immer hofft. Der Mann glaubt Alles verloren, wenn das Weib, durch des Schicksals Tücke gleichsam männlichen Muths geworden erst mit Umsicht zu handeln anfängt.

Nicht lange nach dem Vorfall im Schönbuche ward der Gräfin v. Würben eine vornehme Bittstellerin gemeldet. Nichts machte dieser Frau einen größeren Genuß, als von Geburt höher gestellte Damen, als sie selbst war, bittend vor sich zu sehen. Wie freute sie sich, die zu demüthigen, die sonst mit Verachtung auf sie herabsahen!

Julie v. Werdenheim war die Bittstellerin. Die wenigen Tage des Kummers hatten das

blühende Gesicht gebleicht, und die Augen, die wohl nie so viel geweint hatten, als in der letzten Zeit, sprachen den tiefen Kummer deutlicher aus, als die schwarzen Gewande, in welche sich das Fräulein geworfen hatte. Sie mußte lange harren, ehe es der stolzen Günstlingin gefiel, sie vorzulassen. Endlich wurden die Flügelthüren geöffnet, und Julie v. Werdenheim warf sich der Gräfin v. Würben zu Füßen.

„Steht auf, mein Fräulein," sagte die Gräfin mit anscheinender Theilnahme. „Es will sich nicht schicken, daß Ihr so vor mir erscheint."

„Nein, nein," erwiederte diese heftig, in einen Thränenstrom ausbrechend, „laßt mich hier liegen, laßt mich so lange knieen, bis Ihr meine Bitte gewährt."

„Was kann die schöne Gräfin v. Werdenheim bitten," sagte die Gräfin v. Würben in ihrem früheren Tone, „das nicht Jedermann gerne erfüllen würde?"

„Ihr wißt es schon, um was ich bitte," fuhr das schöne Mädchen leidenschaftlich fort; „fordert, was Ihr wollt! Alles, mein ganzes Vermögen fordert, nur gebt mir Gewißheit, ob er noch lebt! Ihr sagt nicht Nein? Gewiß, er lebt. O schonet sein Leben! Was kann Euch daran liegen, ob ein Mensch weniger oder

mehr auf der Welt ist? Seyd dießmal gnädig, nur dieß einzige Mal, und nie werde ich Eurer vergessen!“

„Ihr seyd agitirt, mein Fräulein,“ erwiederte die Gräfin kalt und besonnen. „Eure Passion reißt Euch hin. Setzt Euch ein wenig und erholt Euch. Ich weiß ja noch gar nicht einmal, von wem Ihr sprecht.“

„Verzeiht,“ sprach Julie v. Werdenheim, von dem kalten Tone tief verletzt, doch ohne deßhalb alle Hoffnung aufzugeben oder von ihrem Vorhaben abzulassen; „ich hatte es vergessen. Es ist der Ritter v. Witzleben, für den ich Euch bitte. Ihr seyd ein Weib, auch in Eurem Busen schlägt ein Herz, auch Ihr liebt und habt geliebt, Ihr könnt nicht unerbittlich seyn. Verschont sein Leben. Ich weiß, er hat sich schwer gegen Euch verfehlt; aber ich will Euch dafür dienen, nehmet mich als Opfer an seiner Statt.“

„Ah! Jetzt begreife ich!“ war wiederum die kalte höhnische Antwort. „In der That sehr rührend! Ihr erregt meine Compassion. Allein ich kann in dieser Sache nichts thun. C'est impossible! Seine Durchlaucht, der Herr Herzog, hat allein zu decidiren.“

Aber noch gab Julie v. Werdenheim die Hoffnung nicht auf. „Sprecht nicht so kalt,“

sprach sie, „so theilnahmslos. Doch Euer Herz weiß wohl Nichts davon. Ihr allein könnt mir helfen, Ihr allein habt die Macht dazu. Es muß etwas Schönes seyn, vergeben zu können, wo man das Recht hätte, streng zu seyn. Uebt Gnade aus, Frau Gräfin, und Tausende werden Euch dafür segnen.“

Noch immer lag das Fräulein der Gräfin zu Füßen, und diese betrachtete sie mit höhnischem Blicke. „Ei,“ sprach sie spöttisch, „die schöne Comtesse meint wohl, ich solle ihr den theuern Ritter als eine gütige Fee wieder zuführen, nachdem er weiter Nichts gethan, als mir nach dem Leben getrachtet? Wahrhaftig! man erweist mir viel Confiance. Ich soll etwa die Schlange, die nach mir gestochen, noch hätscheln und in meinem Busen wärmen? Doch geht zum Herzog,“ fuhr sie mit noch höhnischerem Tone fort, „das Fräulein ist schön, wie leicht kann der Herzog gerührt werden! Männer widerstehen schönen Bittstellerinnen selten.“

Jetzt erhob sich das Fräulein, aber sie war plötzlich eine Andere geworden. Ihr Gesicht wurde noch bleicher als zuvor, und in ihren Augen leuchtete ein heiliger Zorn. „Wie meint Ihr das, Frau Gräfin?“ sprach sie langsam

und betonend. „Hätte ich Euch etwa recht verstanden?“

„Ich könnte Euch auch noch ein andres Mittel angeben,“ sagte die Gräfin in ihrem vorigen Tone weiter. „Der Edle v. Stutenheim hat um Eure Hand geworben; gebt sie ihm und Euer Geliebter soll pardonirt werden.“

Julie v. Werdenheim warf einen langen Blick auf die Gräfin, als Diese so sprach. „Das war Euer letztes Wort?“ fragte sie endlich mit kaltem Tone. „Gut; es ist auch recht so; ich glaubte, ein Weib vor mir zu sehen, und fand, was mein Vater mir schon vorher gesagt hatte. Lebt wohl, Frau Gräfin, möget Ihr nie in dieselbe Lage kommen, mit gleichem Erfolge Euch erniedrigen zu müssen, wie ich gethan.“

Stolz gieng sie der Thüre zu, und mit geradem Schritte verließ sie das Schloß. Nur erst, als sie wieder zu Hause angekommen war, da brachen ihr die Kräfte zusammen. Kaum war die Pflege im elterlichen Hause, kaum die Liebe des Vaters und der Verwandten im Stande, sie wieder von der schweren Krankheit, die sie befallen, genesen zu machen. Hätte sie gewußt, wie schwer der v. Witzleben sich gegen die Gräfin v. Würben verfehlt hatte, hätte sie gewußt, daß das Rachegefühl verschmähter Liebe aus dem gereizten Weibe spreche, sie hätte

nie für den Geliebten gebeten. Nie vergiebt ein Weib einem Mann, daß er ihr eine Andre vorgezogen!

* * *

Isabelle v. Webern saß eines Abends im Garten des Schlosses zu Freudenthal. Sie war lange nicht dagewesen, denn seit sie erfahren, daß ihr Geliebter, der Graf v. Trautmannsdorf, bei jenem Angriff auf die Gräfin v. Würben mit betheiligt gewesen sey, hatte sie keine frohe Stunde mehr gehabt. Wußte sie doch nicht einmal, was aus dem Geliebten geworden sey! War er unter den Gefallenen, war er unter den Gefangenen? Niemand vermochte ihr darüber Auskunft zu geben. Einmal nur war die hohe Frau seither in Freudenthal gewesen, die sie ihre Wohlthäterin zu nennen genöthigt war, aber sie wagte es kaum, auf die ihr so wichtige Frage nach dem Schicksal des Grafen hinzudeuten, als sie es auch schon wieder bereute; denn die Gräfin v. Würben gerieth in einen erschrecklichen Zorn. Sollte sie es nun gar wagen, ihre Liebe zu gestehen, da bei der Berührung des Namens schon die Wuth der Gräfin v. Würben den höchsten Grad erreichte? — Sie saß im Garten und gedachte des Geliebten, den sie, kaum wieder gefunden,

auch schon wieder und vielleicht für immer verloren hatte. Es kümmerte sie nicht, daß es schon Abend wurde; die rauhen Lüfte, die bereits von der Alp herwehten, die sie kaum fühlte, konnten sie nicht bewegen, in's Schloß zurückzukehren. War ja doch ihr Herz auch kalt und fast so abgestorben, als das Laub, das schon anfing zu vergelben und von den Bäumen zu fallen! Plötzlich glaubte sie an der Mauer ein Geräusch zu vernehmen. Ein Mann war heraufgeklettert und sprang in den Garten. Schon wollte sie um Hülfe rufen, aber — es war der ehrliche Georg, der Diener des Ritters v. Witzleben. Zum ersten Mal seit langer Zeit stieg ihr das Blut in die Wangen, und es war die Freude, die sie röthete.

„Bist Du es wirklich, oder ist's Dein Geist?" rief sie freudig.

Er war es, aber nicht leicht hätte ihn Einer wieder erkannt, denn auch Er war in jenem Kampfe verwundet worden und nur durch ein glückliches Ungefähr entkommen. Mit mehreren Andern im Gebüsche versteckt, wagte er es erst am dritten Tage, wieder unter Menschen zu erscheinen. Bald aber wuchs sein Muth und er gedachte seines unglücklichen Herrn.

„Bringst Du mir Nachrichten?" fragte Isabella hastig.

„Ach, gnädiges Fräulein!“ antwortete Georg traurig, „ich weiß nicht, ist es eine Nachricht, die ich Euch bringe, oder ist es keine. Da warte ich schon seit drei Abenden und lausche hinter der Mauer, ob ich Euch nicht erblicke, und immer vergeblich, bis heute. Und nun lest das und sagt mir, was ich zu thun habe.“

Isabelle nahm den schmalen Streifen Papier, den ihr Georg bot; es standen aber nur ein Paar französische Worte darauf, aus denen das liebende Mädchen nicht klug wurde.

„Der König von Preußen?“ sagte sie für sich hin, „was soll das bedeuten? Was will man damit von mir? Sage,“ fuhr sie laut fort, „wie kamst Du zu diesem Papier?“

„Es gieng ein Bischen sonderbar zu, gnädiges Fräulein,“ erwiederte Georg, indem er sich überall lauschend umsah. „Bald nach der unglücklichen Geschichte, von der Ihr wohl wissen werdet, erfuhr ich, daß mein Herr auf die Veste Neuffen gebracht worden sey. Da dachte ich, ob ich ihn nicht sehen oder sprechen könnte. Nun, müßt Ihr wissen, hat der Hirschwirth in Lauffen ein Töchterchen, das haben sie ihm gestohlen und auf den Neuffen gethan, weil sie wider die Grävenitz gelästert haben soll. Der Hirschwirth aber hat Geld, und da ist denn der Schloßhauptmann zu Neuffen mildherzig

geworden, und hat das Lieschen aus dem strengen Gewahrsam genommen und sie dient jetzt seiner Frau als Hausmädchen. Ich hatte mich als Bettler in die Festung eingeschlichen, und bat in der Küche um ein wenig Speise. Da erkannte ich das Lieschen sogleich, wenn auch diese mich selbst nicht erkannte. Und als nun die Frau Schloßhauptmännin einmal aus der Küche hinaus war, entdeckte ich mich dem Lieschen. Von ihr erfuhr ich, daß mein Herr mit mehreren Andern wirklich da oben eingesperrt sey. Ich kam jetzt öfter wieder, indem ich that, als ob ich bettelte, aber immer sagte mir Lieschen, daß es nicht möglich sey, den Herrn zu sehen oder zu sprechen, denn er werde gar zu streng bewacht. Einmal aber schickte sie ihm im Brod ein paar Worte, nur damit er wisse, es seyen Freunde da, und zur Antwort schickte er im Wasserkruge diese Zeilen hier. Ich wollte sie Anfangs nach Stuttgart tragen, weil mein Herr dort gute Bekannte hat, allein ich fürchtete, man könnte mich entdecken, denn die Aufpasserei ist groß im ganzen Lande. Da dachte ich an Euch und jetzt wißt Ihr Alles."

Wiederum sah Isabella auf den Streifen Papier, aber es stand Nichts darauf als: Le

Roi de Prusse. Plötzlich durchblitzte sie ein Gedanke.

„Woher kamt Ihr," frug sie rasch, „als Ihr nach Württemberg zoget?"

„Ei," meinte Georg, „das werden Euer Gnaden wohl wissen, daß mein Herr und der Herr Graf v. Trautmannsdorf viele Reisen mit einander gemacht, zuletzt aber gar hoch angesehen am Hofe zu Berlin gelebt haben."

„Und sonst hast Du keine Nachrichten?" fragte sie weiter, „keine von meinem Geliebten — von dem Grafen v. Trautmannsdorf wollte ich sagen?"

Der ehrliche Diener mußte verneinen, denn er wußte Nichts als die Vermuthung, der Graf werde auch unter den Gefangenen auf Neuffen seyn.

Isabella dachte einige Zeit lang nach. Plötzlich aber schien sie entschlossen.

„Wirst Du mich auf einer weiten Reise geleiten, ehrlicher Georg," fragte sie jetzt, „wenn es das Wohl Deines Herrn und seiner Freunde gilt?"

Der Diener bejahte freudig.

„Würdest Du mir männliche Kleider und Pferde für Dich und mich zu schaffen wissen, wenn ich Dir die Mittel dazu gäbe?"

Wiederum bejahte Georg, denn er ergriff

mit Hast jeden Gedanken zur Rettung seines Herrn.

„So warte, bis ich wiederkehre.“

Nun eilte sie mit flüchtigen Schritten in's Schloß und holte Kleinodien und Geld, so viel sie dessen besaß, gab es dem Georg und befahl ihm, das Nöthige zu besorgen.“

„Sey verschwiegen, ehrlicher Georg,“ sagte sie, von ihm Abschied nehmend; „sey behutsam. Von jetzt an werde ich jeden Abend hier im Garten weilen. Sobald Du Alles besorgt, gieb mir ein Zeichen, und so Gott will, werden wir sie Alle retten.“

In freudiger Hoffnung leuchtete ihr Auge, und das kaum noch so traurige Mädchen, das wie eine geknickte Blume aussah, blühte nun wieder zu neuem Leben gestärkt.

Georg entfernte sich auf dem nämlichen Wege, auf dem er gekommen war. Niemand hatte ihn bemerkt.

* * *

Wenige Tage nachher zogen zwei Reisende auf der Heerstraße dem Rhein entlang. Es schien ein junger Edelknabe zu seyn, von einem einzigen Diener geleitet. Das Ziel ihrer Reise war Berlin.

Im Schlosse zu Freudenthal fragte die Gräfin v. Würben vergeblich nach Isabellen. Vergeblich forschte man auf allen Seiten; vergeblich sandte man Kundschafter aus. Isabella war plötzlich und spurlos verschwunden.

XX.

Ein Bild vergeßner Zeiten
Sich aus dem Grab erhebt,
Ich möcht's ein Mährchen nennen,
Hätt' ich's nicht selbst erlebt.

Volkslied.

Wir sind nun genöthigt, einen größern Zeitabschnitt zu überspringen, und seit dem Ereigniß im Schönbuchwalde mochten wohl zehn Monate verflossen seyn, ehe wir den Faden unserer Geschichte wieder aufnehmen. Doch hatte sich seit dieser Zeit in Württemberg gar Wenig geändert. Noch immer herrschte die Gräfin v. Würben im Lande; noch immer saßen die Staatsgefangenen auf dem Schlosse Neuffen. Doch war die Untersuchung, wie man sagte,

ihrem Ende nahe. Eine schlimme Wendung hatte dem Processe der Schuldigen ein Versuch, sie mit Gewalt zu befreien, gegeben. Allgemein, ob es gleich nicht gelungen war, eines der Angreifenden habhaft zu werden, und so dem Complotte auf die Spur zu kommen, — sagte man sich, jener Versuch sey von dem kühnen, buschigten Peter ausgegangen, aber er war mißlungen und die Gefangenen hatten keinen Vortheil von demselben, als eine um so strengere Haft. Von dem buschigten Peter hörte man seit dieser Zeit Nichts mehr. Er schien gänzlich verschollen und seine Bande auseinander gesprengt.

In der Gegend des Städtchens Herrenberg liegt hart am Gebirge ein Dörfchen, Mönchberg genannt. Nur einige hundert Fuß höher beginnt der Schönbuchwald, von dem in diesen Blättern schon oftmals die Rede gewesen ist. Das Dörflein hat seinen Namen von einem ehemaligen Kloster, das hier gestanden haben soll, und als letzte Spur davon wird noch der Kirchthurm aufgewiesen, der von der kleinen Kirche mehrere Schritte abseits steht. Das Kirchlein selbst ist neueren Ursprungs. Der ganze Bergabhang ist jetzt mit Kirschbäumen besetzt, die sich von der Ferne wie ein dichter Wald ausnehmen. Vor hundert Jahren aber

war der ganze Berg noch mit Reben bepflanzt, denn nirgends, wo Mönche sich niedergelassen, hatten sie es versäumt, des Weinbaues zu pflegen. Mitten in diesen ehemaligen Weinbergen, die jetzt größtentheils ausgerottet sind, sieht man noch, wenn man eine Strecke vom Dorfe aufwärts steigt, die Spuren einer unterirdischen Wohnung, die tief in den Berg hineinführte. Jetzt ist aber ein in der Nähe angelegter Steinbruch schon so weit ausgebeutet worden, daß die Wohnung schon zum meisten Theil mit eingebrochen ist. Vor vielen hundert Jahren soll dort ein frommer Einsiedler oder Klausner gehaust haben; nachher aber haben nach der Volkssage Räuber und Wilderer den Ort oftmals zu ihrem Schlupfwinkel benutzt. Denn die Höhle, wenn man anders eine von Menschenhänden gearbeitete, unterirdische Wohnung so nennen kann, war hinter Buschwerk versteckt und an dem steilen Abhang nicht leicht zu entdecken.

An einem Sommerabende des Monats Juli im Jahr **1730** trat aus dem Walde oberhalb des Dorfes Mönchberg ein Mann hervor, in welchem wir augenblicklich unsern alten Bekannten, den buschigten Peter erkennen. Hastig stieg er den Berg herab, und ohne sich nur

einmal umzusehen, schritt er der Höhle zu. Der Eingang war jedoch verschlossen.

„Aufgemacht, Herr Graf,“ rief der Ankömmling, indem er drei Mal an die Thüre, das verabredete Zeichen, klopfte.

Die Thüre öffnete sich von innen, und der alte Kamerad schlüpfte durch den niedrigen Eingang. Doch bald erweiterte sich die Wölbung und die in Alabasterstein gehauene Wohnung schien geräumiger und ausgedehnter, als man auf den ersten Augenblick gedacht hätte.

„Laßt nur die Thüre auf,“ sagte der Eingetretene; „es ist nicht mehr nöthig, daß wir uns einsperren, wie ein Vogel in seinem Käfigt. Die Vögel sind flügge geworden und dürfen an's Ausfliegen gedenken.“

„Ich glaubte schon,“ erwiederte trübe der Angeredete, welcher kein anderer war, als der Graf v. Trautmannsdorf, „es möchte Euch ein Uebles widerfahren seyn, da Ihr drei Tage über die Zeit ausgeblieben seyd. Doch Ihr kommt so fröhlichen Angesichts, daß ich mich fast wundern muß. Was bringt Ihr für Nachrichten? Sind die Wege sicher? Können wir endlich unsere Fahrt antreten?“

„Fröhliche Nachrichten in Menge,“ sagte der alte Geselle, und sein Gesicht, das sonst so trotzig und grimmig drein schaute, schien von

der Freude ganz umgewandelt zu seyn. „Fröhliche Nachrichten,“ rief er nochmals, „doch wir können immerhin im Lande bleiben, und haben nicht nöthig, die weite Reise nach Berlin anzutreten. Rathet einmal, wen ich gesehen und gesprochen habe?“

„Wie?“ rief mit neu belebten Zügen der Graf. „Ihr waret bei ihr? Habt Ihr sie gesehen? So sprecht doch, Ihr seht ja, die Ungeduld verzehrt mich.“

„Ich hätte Euch ein besseres Errathungsvermögen zugetraut,“ erwiederte der Buschigte mit gutmüthigem Spotte. „Doch Ihr seyd verliebt, so kann ich Euch Euren Irrthum nicht verargen. Von Eurer Geliebten weiß ich nicht mehr, als vor zwei Monden; doch hängt nur den Kopf nicht, das Mädchen wird sich schon finden. Seht, ich habe Euch lieb gewonnen, fast wie einen Sohn. Da sind wir nun seit zehn Monaten beisammen eingesperrt und Ihr könnt nicht sagen, daß ich nicht väterlich für Euch sorgte. Eure schweren Wunden sind geheilt, und Ihr mögt nun wieder frisch zu Rosse sitzen. Darum nur immer frischen Muth gefaßt!“

„Es ist wahr,“ erwiederte der Graf, „Ihr seyd mir mehr als Vater geworden; Ihr habt mich von zweifachem Tode errettet, denn ohne Euch wäre ich entweder bei jenem unglücklichen

Ereigniß gefangen worden, oder doch an meinen Wunden draufgegangen. Doch glaubet nicht, daß Ihr Eure Sorgfalt an einen Undankbaren verschwendet habt."

„Nichts davon!" war die Antwort; „aber jetzt bereitet Euch vor, das Fröhlichste zu hören, was Ihr hören könnt."

„Das Fröhlichste?" fragte unglaubig mit dem Kopfe schüttelnd, der v. Trautmannsdorf; „Ihr wißt, ich bin seit Langem nicht gewohnt, eine gute Botschaft zu vernehmen."

„Nun," meinte der Buschigte trocken, „wäre es etwa auch keine frohe Botschaft, wenn ich Euch sage, Euer König ist im Lande, Friedrich Wilhelm von Preußen ist am Hofe zu Ludwigsburg?"

Die Reihe des fröhlichen Erstaunens war nun an den v. Trautmannsdorf gekommen. „Mein König hier?" rief er, „mein König in Württemberg? Es ist nicht möglich! Ihr täuscht Euch. Oder hätte ihm Jemand Nachricht gegeben von dem unglückseligen Ende unseres hiesigen Auftretens?"

„Wie er hergekommen ist," sagte der Buschigte, „das weiß ich nicht; aber daß er da ist, das weiß ich. Habe ich ihn ja doch selbst gesprochen! Ihr verwundert Euch? Ihr solltet doch endlich einmal glauben, daß dem Peter viele Dinge

möglich sind, die man ihm nicht zutraut. Ich habe ihn gesprochen, und darum war ich längere Zeit aus. Ich habe auch von Euch mit ihm gesprochen, und wahrlich, Ihr müßt in gutem Gedächtniß bei ihm stehen; denn er war gewaltig begierig, von Euch zu hören, und Euch zu sehen. In drei Tagen müssen wir beide zu Neuffen auf der Festung erscheinen. Ihr verwundert Euch schon wieder? Ihr möchtet wissen, warum wir gerade nach Neuffen beschieden sind? Darüber kann ich Euch keine genaue Auskunft geben; aber so viel habe ich doch gemerkt: es gehen gar sonderbare Dinge im Lande vor, und ich glaube, wir werden nächstens den Hof wieder zu Stuttgart sehen, wie ehedem, da die Herzogin noch Herzogin war. Doch kommt, ich bin hungrig und durstig, denn ich habe mich heute schon frühe auf den Weg gemacht, um Euch die freudige Botschaft zu bringen. Unterwegs aber habe ich einen kleinen Braten mitgenommen, der mich leicht den Hals kosten könnte, wenn ein herzoglicher Förster mich dabei erwischt hätte.

Sie schritten jetzt dem innern Theile der Höhle zu, und bald brannte ein lustiges Feuer. Die beiden Männer bereiteten sich ihr Mahl, das aus lauter Wildpret bestand, und ließen es sich trefflich schmecken. Denn die Einsiedlerhöhle

barg gar Manches, was die frommen Klausner wohl früher ihren Besuchern nicht gezeigt hatten. Sogar ein kleiner Keller war in der hintern Wand in den Felsen gehauen.

„Immerhin frisch drauf zu!“ sagte der buschigte Peter, „laßt's Euch schmecken, Herr Graf. Eure Gefangenschaft hat nun ein Ende; denn so muß man ja doch fast den Aufenthalt in meinem Schlupfwinkel hier nennen. Bald seyd Ihr wieder in Ehren und Würden, und kein Mensch weiß, daß Ihr zehn Monate lang bei einem Gesellen, wie ich bin, zugebracht habt.“

„Wie könnt Ihr nur so reden?“ erwiederte der v. Trautmannsdorf. „Könnte ich je vergessen, was Ihr mir gethan? Nein, ich lasse Euch nicht mehr. Auch Ihr müßt in die Welt zurückkehren; Ihr müßt bei mir leben, als mein Freund und Wohlthäter, denn nie kann ich Euch genugsam vergelten.“

„Und was thäte der buschigte Peter in des vornehmen Grafen Schloß?“ versetzte fast bitter der Mann, den wir bisher unter diesem Namen kennen. „Mein Name ist zu bekannt im ganzen Lande, als daß Ihr mit Ehren mit mir an Einem Tische sitzen könntet.“

„Ich will offen gegen Euch seyn,“ sagte der Graf v. Trautmannsdorf. „Als ich Euch das erste Mal sah, da hielt ich Euch für einen

gewöhnlichen Räuber und Wegelagerer. Nachher aber meinte ich, Ihr hättet wohl früher ein schweres Verbrechen begangen an irgend einer hohen Person, daß Ihr nun flüchtig seyn müßt. Aber vergeblich fragte ich mich, woher kommt der Haß dieses Mannes gegen die v. Grävenitz? Eure Sprache sagt mir, daß Ihr kein Würtemberger seyd. Wäret Ihr das, so könnte ich Euch schon eher begreifen; aber was that dieses Weib dem Ausländer, da sie bloß Würtembergs Verderberin ist? Mehr seyd Ihr gewiß, als Ihr Euch zu seyn den Anschein gebt, und ich wollte schwören, Ihr habt einmal in ganz andern Verhältnissen gelebt, als jetzt."

Der buschigte Peter lächelte sonderbar vor sich hin. „So Unrecht habt Ihr in manchen Dingen nicht," erwiederte er endlich. „Es wäre wohl möglich, daß Verschiedenes von dem wahr wäre, was Ihr so eben gesagt habt." Und der kräftige Mann ließ den Kopf hängen und schien tief bewegt. Er dachte wohl an vergangene Zeiten.

„Ich habe Niemanden auf der weiten Welt," begann er jetzt wieder, „und in den vielen Monaten, die Ihr bei mir in meiner Zufluchtsstätte haust, seyd Ihr mir mehr geworden, als seit langer, langer Zeit ein anderer Mensch. Vielleicht sehen wir uns in wenigen Tagen zum

letzten Male, denn die Sache muß nun eine andere Wendung nehmen und ausgehen, sey's zum Guten oder zum Bösen. Nun denn! so hört mich an, Graf v. Trautmannsdorf. Ich will Euch eine Geschichte erzählen, aus der Manches klar werden kann, worüber Ihr Euch noch wundert.“

Der Graf hörte aufmerksam.

„Im Mecklenburgischen,“ begann der Mann, „lebte ein armer Edelmann; der hatte viele Kinder. Und als die Knaben groß geworden waren, schickte er sie hinaus in die Welt, daß sie ihr Glück machen sollten. Ein Sohn kam nach Stuttgart und trat in herzogliche Dienste; denn der Ruhm des Herzogs war damals noch frisch und jung und sein Name wohl bekannt unter den Soldaten. Eine Schwester aber hatte eine Liebschaft mit einem reichen Kaufmannssohne. Der Vater des Mädchens billigte die Liebschaft; denn auf was konnte der arme Edelmann Anspruch machen? Der junge Kaufmann war doch wenigstens eines angesehenen Patriciers Sohn, wenn auch kein eigentlicher Edelmann. Da schrieb der Bruder aus Stuttgart, daß es ihm wohl und gut gehe, und er bei Hofe in großen Gunsten stehe, und er bat die Schwester, die Schönste von den Andern, auf Besuch zu ihm zu kommen. Die Schwe-

ster gieng. Sie hatte dem Geliebten versprochen, in wenigen Wochen wiederzukehren. Aber aus den Wochen wurden Monden. Da schrieb sie dem Bräutigam, er sollte nachkommen; denn es wäre gar leicht möglich, daß er am Hofe des prachtliebenden Herzogs eine hohe Anstellung erlange. Der junge Kaufmann war ehrgeizig, auch hatte er von jeher eine größere Freude gehabt an ritterlichen Uebungen, denn an dem langen Sitzen hinter dem Schreibtisch im Comtoir. Er machte also einen Theil seines großen Vermögens zu baarem Gelde und reiste nach Stuttgart. Hier fand er Manches, wie er es nicht gerne gefunden hätte; aber die Geliebte wußte ihm seine Zweifel auszureden. Er hielt es damals noch für möglich, daß ein Weib auch bei großen Versuchungen tugendhaft seyn könne, wenigstens aus Liebe. Sie wohnten nicht in Einem Hause, er und die Geliebte; denn diese meinte, es könnte ein solches Zusammenseyn ihrem guten Rufe schaden. Da drang der Geliebte endlich auf die letzte Entscheidung und sie gab nach. Die Beiden wurden getraut, aber die Verbindung mußte heimlich vor sich gehen, denn das Mädchen wußte eine Menge Gründe anzuführen, warum eine öffentliche Trauung und ein öffentliches Zusammenleben gefährlich wäre. Sie gestand, daß

der Herzog ihrer Tugend nachstelle, und ihr Bruder und sie selbst seyen verloren, meinte sie, wenn ein Wort von dieser Verbindung verlaute. Einige Monate nach der Trauung starb der Vater des jungen Kaufmanns. Er mußte zurück in seine Heimath, um die große Erbschaft zu ordnen und anzutreten. Er wollte seine junge Frau mitnehmen, aber sie bestand auf dem Gegentheil. Sie behauptete, das Kind, das sie unter dem Herzen trage, erlaube ihr die weite beschwerliche Reise nicht. Der Kaufmann reiste allein ab, obwohl mit schwerem Herzen. Er fand mehr und verwickeltere Geschäfte vor, als er anfangs geglaubt hatte; statt weniger Wochen kostete es ihn Monate, bis er Alles in Ordnung zu bringen im Stande war. Die Frau aber schrieb ihm oft und viel und zärtlich, und sie bat ihn, lieber Alles in Gold und Kleinodien zu verwandeln und sich dann für immer in Stuttgart anzusiedeln; denn des Herzogs Leidenschaft scheine sich nun gelegt zu haben und durch des Bruders Gunst bei Hofe werde es ein Leichtes seyn, die Erlaubniß zu Erwerbung eines adeligen Guts zu erlangen. Der junge Kaufmann war verliebt und zudem waren ihm schon früher ähnliche Gedanken durch den Kopf gegangen. Er that nach ihrem Willen; aber der Verkauf kostete

ihn wiederum Zeit, und dann kam noch eine lange böse Krankheit hinzu, in der ihn nur die Briefe der Geliebten zu trösten vermochten. So waren denn mehrere Jahre vergangen, als der junge Mann sich wieder auf den Weg nach Stuttgart machte. Aber da kamen ihm gar sonderbare Gerüchte zu Ohren, und in denselben der Name seiner Gattin gar oft in Verbindung mit dem Namen des Herzogs. Die Gerüchte waren wohl auch bis in die Heimath des Kaufmanns gedrungen, aber man hatte sie dem Kranken verschwiegen. Der junge Mann kam fast ausser sich, da er solche Reden hörte. Er hatte seinem Weibe geschrieben, wenn er in Stuttgart eintreffen zu können vermeine. Er glaubte, sie werde ihm entgegenkommen, ihn empfangen, und wie hatte er sich auf dieses Zusammentreffen gefreut! Je näher er aber der Gränze Württembergs kam, desto häufiger wiederholten sich die Gerüchte; ein Theil sagte, sie sey mit dem Herzog heimlich vermählt; die Andern behaupteten, sie habe einen ausländischen Grafen geheirathet, um mit dem Herzog leben zu können. Zorn, Eifersucht und Wuth zerrissen das Gemüth des jungen Mannes. Doch es sollte immer noch besser kommen." — Hier hielt der Erzähler einen Augenblick inne. Der Schmerz der Erinnerung

schien ihn zu überwältigen. Doch bald faßte er sich gewaltsam und fuhr in seiner Erzählung fort.

„Der junge Kaufmann führte all' sein Gut bei sich; nur ein geringer Theil stand noch bei einzelnen Gläubigern aus. Als er die Gränze Württembergs überschritt, da forderte man ihm seine Papiere ab. Die Papiere waren ganz richtig; die sie ihm aber abnahmen, fanden sie nicht richtig; denn es waren Beauftragte von seiner theuersten Gemahlin. Man warf den armen Mann in ein Gefängniß, ein tiefes finsteres Loch; sein Gold und seine Kleinodien nahm man ihm ab. Der Mann saß lange, lange im Gefängniß; von keinem Menschen erfuhr er Etwas; er hätte mögen wahnsinnig werden. Da erbarmte sich seiner der Gefängnißwärter, der ihm bisher seine karge Kost durch ein kleines Schiebfensterchen in das Gefängniß gereicht hatte. Der Gefangene versprach dem Wärter all' sein übriges Geld, das er noch ausstehen habe, wenn er ihn freigebe. Beide haben ihr Wort gehalten. Der Gefängnißwärter hatte keine Gefahr dabei, denn die lange Haft und das wilde Haar, das, seit der Mann im Gefängniß schmachtete, kein Rasiermesser gesehen, hatten den Gefangenen unkenntlich gemacht. Die schlimme Frau des Kaufmanns

aber vermeinte, der Gefangene sey im Gefängniß gestorben; denn also war sie berichtet worden. Der Kaufmann ist nicht in sein Vaterland zurückgekehrt; sollte er sich dort seine Schande von den Kindern nachrufen lassen? Er hat Württemberg zu seinem Vaterlande gemacht und sich ein Ziel aufgesteckt, das ihm unablässig vor Augen schwebt. Das Ziel ist Rache. Er fand Freunde, nicht unter den Vornehmen, aber unter denen, die man den Auswurf der Menschheit zu nennen pflegt; denn er that sich mit Räubern zusammen. Wohl verfolgten sie ihn, wohl waren sie ihm vielmal hart auf den Fersen, aber seine Gesellen verriethen ihn nicht. Oft war ihm der Augenblick günstig und er hätte die Elende ermorden können; — er wollte es nicht. Ein schneller Tod wäre eine Wohlthat für sie gewesen. Sie wußte nicht, wer alle ihre Tritte und Schritte belausche, sie wußte nicht, wer es sey, der ihr so oft die Plane durchkreuze, der ihr bei Nacht den Schlaf raube und bei Tag vor Todesangst die Ruhe nicht lasse. Sie weiß es noch nicht, aber sie soll es erfahren; denn ich glaube, das Ende des Lustspiels ist gekommen."

Hier schwieg der Mann mit den buschigten, wilden Haaren, die ihm beinahe das ganze Gesicht verdeckten. Die rauhen Züge waren fast schwer-

müthig geworden, und der Graf v. Trautmannsdorf glaubte eine Thräne in seinem Auge zu bemerken. War es eine Thräne der Rührung, war es eine Thräne des Zorns? Wer kann es sagen? — Der Buschigte stand auf, und gieng in eines der kleinen Gemächer, deren die Höhle mehrere hatte, aber der Gott des Traumes floh seine Ruhestätte, und die müden Augenlieder des schwer Gekränkten schlossen sich nicht zum Schlafe.

Den Grafen v. Trautmannsdorf hatte die kurze Erzählung tief erschüttert. Doch bald scheuchten süße Träume, Träume der Freiheit, die Bekümmerniß von seiner Stirne.

XXI.

Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath!

Aller Schmerz in Lethe's Welle
Sey versenkt und festgebannt.

Schiller.

Am Hofe zu Ludwigsburg waren in wenigen Tagen große Veränderungen vorgegangen.

Schon seit längerer Zeit stand der Herzog Eberhard Ludwig in enger Verbindung mit dem Könige von Preußen. Es waren nicht bloß Gründe politischer Natur, welche diese Verbindung herbeiführten, obgleich das gespannte Verhältniß, in dem der Herzog zum Kaiser von Deutschland stand, viel zu derselben beigetragen haben mochte; denn der Kaiser hatte früher die Entfernung der Grävenitz befohlen und ward noch jetzt stets von den Markgrafen von Baden angegangen, ihrer nahen Verwandtin, der Herzogin von Württemberg, Recht widerfahren zu lassen. Der Hauptgrund jener Freundschaft lag jedoch in der persönlichen Achtung, die die beiden Fürsten einander zollten; denn Herzog Eberhard Ludwig hatte sich als General und Feldmarschall einen berühmten Namen gemacht, und wer wäre nicht gegen Friedrich Wilhelm, den eigentlichen Gründer der preußischen Macht, von Hochachtung durchdrungen gewesen?

Es war im Sommer des Jahres 1730, da kam der König von Preußen zum Besuch nach Württemberg. In gegenwärtiger Zeit sind solche Besuche immer mit vielen Förmlichkeiten verbunden, und viele Wochen vorher ist schon die Stunde bestimmt und in den Zeitungen verkündet, wenn der hohe Herr da oder dort eintreffen werde. Damals aber gab es noch

Freunde unter den Herrschern und diese besuchten sich gegenseitig als Freunde. So war die plötzliche Ankunft des Königs von Preußen zwar eine unerwartete, aber nur eine um desto erfreulichere. Der Herzog Eberhard Ludwig widmete sich seinem Gaste gänzlich. Oft und viel sah man die beiden Herrscher allein, in vertraulichen Gesprächen beisammen, oft machten sie auch Ausritte oder kleine Jagdparthien mit einander, zu denen nur Wenige aus dem Gefolge der Fürsten zugelassen wurden. Der Einfluß, den der König auf den Herzog ausübte, war gleich in den ersten Tagen Jedermann ersichtlich, und wer es mit Württemberg gut meinte, freute sich darüber, denn von den Rathschlägen eines Friedrich Wilhelm ließ sich nur Gutes erwarten.

Der Gräfin v. Würben entging von Allem dem Nichts. Sie gab sich daher alle Mühe, um den hohen Gast, der so unerwartet in Ludwigsburg eingefallen war, zu ehren und zu vergnügen. Festlichkeiten aller Art wurden von ihr angeordnet, und sie suchte ihre freundlichsten Launen hervor, um den einflußreichen Herrscher für sich zu gewinnen. Der König aber blieb kalt gegen sie, wenn auch höflich. Auffallend jedoch war das Betragen des Herzogs ihr gegenüber verändert, obgleich äusserlich der Schein

seiner Freundschaft noch immer fortdauerte. Wohl ward ihr das klar, denn des Weibes eifersüchtiges Auge sieht scharf; wäre sie aber auch selbst über des Herzogs zunehmende Kälte im Dunkeln geblieben, so hätten ihr über das nun ebenfalls veränderte Benehmen des Hofgesindes die Augen aufgehen müssen. Denn dieses, veränderlich wie das Wetter und characterlos wie ein Apriltag, hatte nicht so bald eine Aenderung in des Herzogs Gesinnungen gegen die Gräfin wahrgenommen, so zog es sich ebenfalls je mehr und mehr zurück. Es war nicht mehr die alte Devotion und Aufmerksamkeit, mit der man allen ihren Wünschen zuvorkam, und der Gehorsam, den man ihren Befehlen leistete, schien kein freiwilliger mehr zu seyn. Sogar die Glieder ihrer Familie, sogar ihre Brüder, der allgewaltige Minister, — sie wagten ihr nicht selten offen zu widersprechen. Wäre es möglich, dachte die Gräfin, daß der Herzog, der so lange in ihren Banden geschmachtet hatte, nun auf einmal, ohne erheblichen Grund, als das Zureden eines andern Herrschers, sich ihr entziehen sollte? Es ist nicht möglich, sagte ihre Eigenliebe; es ist möglich, sagte ihr Verstand. Und es ist möglich, dachten die Hofleute. Die Gräfin war älter geworden, und was noch mehr ist, sie war nicht mehr

schön. Ihre Launen, die sie so lange her stets befriedigt sah, hatten in Eigensinn ausgeartet und ihre Eifersüchteleien, ihre Bizarrerien schienen nun Manchem unerträglich, der sich vor kurzer Zeit noch Alles gefallen ließ, um nur ein Lächeln der allgewaltigen Mätresse zu verdienen.

Gegen das Ende des Monats August ward eine große Fahrt in die obern Gegenden Würtembergs beschlossen, und nur erst den Tag zuvor erfuhr man, daß das Ziel derselben die Festung Neuffen sey. Der Gräfin v. Würben war sonderbar zu Muthe, als sie dieses vernahm. Nie seit langer Zeit war es dem Herzoge eingefallen, eine Lustreise zu machen, wozu nicht sie den Plan entworfen hatte, und warum nun gerade nach Neuffen? Diese Festung war es ja, wo alle diejenigen gefangen saßen, die es je gewagt hatten, ihrem Interesse zuwider zu handeln; auf der Festung Neuffen saßen ja die in der Verschwörung gegen sie gefangen Genommenen! Es war nun bereits fast ein Jahr, daß der Proceß gegen diese Männer eingeleitet wurde, und noch war kein Endurtheil gefallen. Schon gieng das Gerücht, die vornehmen Herren seyen längst im Gefängniß und Elend umgekommen, und die Gräfin mit ihren nächsten Anhängern hätte wohl gern ge-

wünscht, daß das Gerücht Wahrheit sagen möchte.

Das Schloß Neuffen, jetzt nur noch eine Ruine, stand auf einem der höchsten Berge Württembergs am Beginn des Alpgebirges. Weithin konnte es gesehen werden, denn es beherrschte die ganze Gegend. Unten am Berge liegt das Städtchen Neuffen und nicht weit davon die Städte Nürtingen und Urach. Auch Kirchheim mit seiner herrlichen Teck konnte man von Neuffen aus erschauen.

Der Weg von Stuttgart nach Neuffen führt durch eine der schönsten Gegenden Schwabens, und die herrlichen Alpthäler mit den üppig grünenden Wiesen, mit den wild dahin stürzenden Bächen, mit den alten Burgen auf den begränzenden Anhöhen, gewähren dem Auge einen wahrhaft entzückenden Anblick. Eine Wanderung durch jene Gegenden ist so reizend, daß viele Fremde sie einer Reise durch die Schweiz vorziehen; denn es fehlt wohl die Großartigkeit des Eindrucks, nicht aber das, was das Herz und den stillbescheidenen Sinn anspricht. Die Ruine der alten Burg Neuffen selbst dient nun verschiedenen Gesellschaften zum Zusammenkunftsorte, und einmal im Jahre an einem Sommerfeiertage wird sogar dort ein kleines Volksfest ge-

feiert, denn viele Liederkränze vereinigen sich auf diesen Tag, um ihre Produktionen auszuführen, und von nahe und ferne kommen die Zuhörer und Zuschauer herbeigeströmt, um sich im Freien mit Bekannten zu erlustiren. Nie kann man ein fröhlicheres Bivouac sehen, als hier zwischen halbverfallenen Mauern, und um der Lustbarkeit die Krone aufzusetzen, beschließt man den Tag mit einem lustigen Balle im Städtchen Neuffen.

In der Zeit aber, in welcher sich unsre Geschichte zutrug, war das Schloß Neuffen für die Württemberger kein freudiger Zusammenkunftsort; denn wer dahin kam, wußte wohl, daß er nicht sobald wieder zurückkehren werde, da Neuffen die Festung war, in welcher nur wichtige Gefangene aufbewahrt wurden. Das Volk nannte daher die Burg scherzweise nur den „Herrenberg“, und gieng nur mit scheuem Blicke vorüber. Der Edelmann aber trieb bei'm Anblicke der Festung sein Pferd zu größerer Eile, um bald aus ihrem Bereiche zu kommen.

Den König von Preußen litt es auf der Fahrt bald nicht mehr in der verschlossenen Carosse. Er schwang sich auf's Pferd und der Herzog ahmte dem Gast zu Gefallen das Beispiel nach. Friedrich Wilhelm schaute sich fröh-

lich um, und suchte auch seinen Freund Eberhard Ludwig zur Freude zu stimmen; dieser aber war stummer und einsylbiger als gewöhnlich.

„Muth gefaßt, mein herzoglicher Bruder!“ rief der König von Preußen; „werft Euch die schlimmen Gedanken aus dem Kopfe. Wahrlich, Ihr könntet der glücklichste Herrscher seyn. Euer Land ist nicht groß, aber es ist eines der herrlichsten im deutschen Reiche; Euer Volk ist bieder und brav; wie könnten auch unter solchem Himmelsstriche, wo die Natur ihren Segen so vielfach gespendet hat, schlimme Menschen wohnen? Und was will ein Herrscher weiter? Wahrlich, es wäre Jammer und Schade, wenn das schöne Land in andere Hände käme, als die Eurer Nachkommen.“

Der Herzog schwieg; aber man sah es wohl, daß es in seinem Innern thätig war, und die Brust arbeitete, als ob sie am Zerspringen wäre. Der Herzog Eberhard Ludwig hatte Vieles zu überlegen und zu denken, denn seit der Ankunft des königlichen Freundes aus Berlin hatte er über viele Dinge Aufschluß erhalten, deren Möglichkeit er sich nicht einmal gedacht hatte. Sein Herz und sein Verstand wurden gleich sehr in Anspruch genommen. War er doch fast genöthigt, die Person, auf die er

bisher Alles gehalten hatte, für die Schlechteste der Schlechten zu halten! Die Gründe der Politik sprachen ohnehin alle nur gegen sie. Denn war nicht der einzige Sohn des Erbprinzen vor einigen Jahren schon gestorben und lag nicht dieser selbst so unheilbar am Siechthum darnieder, daß von seiner Ehe keine Leibeserben mehr zu erwarten waren? Sollte aber die Herrschaft Württembergs an eine Seitenlinie übergehen? — Der Herzog hatte daher bereits einen festen Entschluß gefaßt, und seinem Freunde, dem König von Preußen, versprochen, denselben alsbald zur Ausführung zu bringen. Nur noch Eines, das hatte er sich bedungen, wollte er zuvor abwarten.

„Ihr habt mir versprochen, mein königlicher Bruder," begann er nach einer Weile, die frühere Unterhaltung wieder anknüpfend, „den Beweis gegen die Gräfin zu liefern. Es ist nicht, daß ich Euch keinen Glauben schenkte, allein ich bin mir selbst den Beweis schuldig. Der Glaube, daß sie mir Alles aufopferte, ist es allein noch, der für sie spricht. Betrog sie mich auch in diesem Glauben, so möge Alles nach Eurem Wunsche geschehen."

„Ihr sollt den Beweis haben," erwiederte der König nachdrücklich. „Ihr habt mir völlig freie Hand gelassen in dieser Sache; darum

habe ich auch Alles so angeordnet, wie ich es für nöthig erachtete. Es ist gut, daß die Gräfin darauf drang, die Reise mitzumachen; so mag sie nun sogleich erfahren, was ihrer wartet; ich bin sicher, die Ueberraschung wird ihr die Wahrheit abzwingen, denn der Mann, von dem ich Euch sagte, ist wohl jetzt schon in Neuffen. Wenn ich Euch aber überzeugt habe," fuhr der König mit herzlichem Tone fort, „so habe ich Euer Wort, daß Ihr einen Gnadenakt ergehen lassen wollt. Nichts gewinnt Euch Eure Unterthanen besser, als wenn Ihr gegen Staatsverbrecher milde seyd; und Ihr wißt, daß ich dießmal persönlich betheiligt bin."

„Ihr habt mein Wort," sagte der Herzog gepreßt; „Ihr mögt Euren Schutzbefohlenen die Freiheit immerhin selbst ankündigen, denn ich habe mich in dieser Sache aller meiner Herrscherrechte begeben. Allein nun laßt uns von etwas Anderem reden, denn ich wollte, der heutige Tag wäre vorbei." — Ein schwerer Seufzer bekräftigte die Wahrheit dieser Worte.

Die Reisenden waren bald in der Nähe der Festung angekommen, und der Anblick des kühnen Baues entriß dem Könige einen freudigen Ausruf des Erstaunens. Kriegerisch begrüßte die Besatzung die hohen Herrschaften, und unter freudigem Zurufe der versammelten Menge

sprengten die beiden Fürsten über die schweren Zugbrücken in den Schloßhof.

Die Wagen der Gräfin v. Würben und des Hofgesindes folgten nur langsam nach, denn der Fahrweg auf die Festung ist steil und fast eine halbe Stunde lang. Als die Gräfin in den innern Schloßhof einfuhr, erfaßte sie ein böser Schauer. Sie weissagte sich nichts Gutes von diesem Besuche.

XXII.

Noch lebt der alte Gott!

Als wir einst fochten die Verzweiflungs-Schlacht,
War zwischen Knechtschaft nur die Wahl und Tod;
Nun ist der Freiheit Feiertag erwacht,
Es glüht sein Morgenroth.

v. Zedlitz.

Im Rittersaale des Schlosses Neuffen harrte schon längere Zeit eine große Versammlung des Königs von Preußen und des Herzogs von Württemberg. Die Gräfin v. Würben ward

immer unruhiger und besorgter. Fast lautlos stand die ganze Gesellschaft, und nur hie und da wagte es Einer der Hofleute, dem Andern etwas in's Ohr zu flüstern. Es war ein unheimlich Gefühl, das Alle beherrschte, und Manchem schien der große Saal, der so oft den Rittern zu fröhlichem Bankett gedient hatte, einer Gerichtsstube zu gleichen. Wo mochten nur die beiden Herrscher verweilen? Die Gräfin sandte einen ihrer Edelknechte, um nach dem Herzog zu sehen, aber vor der Thüre des Saales standen Wachen und der Austritt ward ihm verweigert. Die Gräfin wurde bleich, wie die Wand.

Endlich öffneten sich die Pforten und die beiden Fürsten traten ein; in ihrem Gefolge eine Anzahl Bewaffneter, die, wie es schien, um einige Andere, wahrscheinlich Gefangene, einen Kreis schlossen. Soldaten mit Hellebarden stellten sich am Eingange auf. Des Königs Auge lächelte freudig und stolz, wie wenn ihm etwas Großes, längst Ersehntes gelungen wäre. Rasch nahm er einen der beiden Thronsessel ein, die an dem obern Ende des Saales für die beiden Herrscher bereit gestellt waren. Auf des Herzogs Stirne hatten sich große Furchen gelagert, und sein Gesicht erschien so finster, wie eine stürmische Gewitternacht, sein Auge

suchte den Boden. Athemlos harrte Alles des kommenden Augenblicks, der wichtige Dinge zu bringen schien.

„Mein fürstlicher Bruder," begann der König, als der Herzog neben ihm Platz genommen hatte, „der durchlauchtigste Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg hat Uns für heute das Amt des Richters übergeben. Man lasse die Gefangenen vortreten."

Es waren ihrer nicht Wenige, die nun aus dem Kreise der Trabanten heraustraten. Die Ketten waren ihnen abgenommen worden, aber die magern, vergelbten Gesichter konnten die lange schwere Haft nicht verläugnen. Wohl schienen die Meisten derselben den Anwesenden nicht unbekannt zu seyn, denn es entstand ein leises Geflüster; besonders aber auf zwei von ihnen richteten sich Aller Blicke. Der Eine derselben war ein älterer Mann, aber ausgezeichnet durch seine trotzige Haltung; der Andere, viel jünger, schien nicht minder ungebeugt durch das lange Gefängniß, denn sein Auge schaute muthig drein; aber doch waren seine Gesichtszüge sanfter, und auf den jetzt eingefallenen Wangen schien früher manch' fröhliches Lächeln gestanden zu haben.

„Sie sind es," rief plötzlich eine Stimme, und ein Mann drang, die Umstehenden auf die

Seite schiebend, aus dem Hintergrunde gegen die Gefangenen vor.

„Laßt mich,“ rief eine andere Stimme, „ich muß meinen gnädigen Herrn sehen und sollte es mich den Kopf kosten.“

Es entstand eine Bewegung im Saale; die Trabanten wollten ihre Pflicht thun und die Vordrängenden zurückhalten; aber schon lagen sich drei Freunde in den Armen und ein treuer Diener ward von seinem Herrn mit einem biedern Handschlag begrüßt. Der Leser wird ihre Namen schon errathen haben; es waren die Ritter v. Witzleben und v. Wellendorf, der Graf v. Trautmannsdorf und der ehrliche Georg. Mit gemischten Gefühlen betrachtete die Versammlung die Gruppe; gerührt schaute der König auf sie; endlich aber gebot er Ruhe und Stille und der v. Trautmannsdorf und Georg traten in die Reihen zurück.

„Es scheint, Frau Gräfin,“ sprach der König zu der v. Würben gewandt, „Ihr habt Eure Gefangenen gut aufbewahrt. Die Herren da sehen ja aus, als ob sie Raubvögel gewesen seyen, die man in ein Käfig gesperrt hat. Kennt man denn in Württemberg das Wort „ritterlich Gefängniß“ nicht mehr?“

Die Gräfin wollte antworten; aber die Be-

klemmung, die sich ihrer bemächtigt hatte, erstickte ihr das Wort im Munde.

„Wir haben,“ fuhr der König weiter fort, ohne auf die Bewegung der Gräfin zu achten, „die Acten der langen Untersuchung durchgesehen und Uns mit Rechtsgelehrten über den Thatbestand näher berathen. Es ist daraus klar geworden, daß eine Verschwörung bestand, zwar nicht gegen das Leben und die Wohlfahrt Unseres Bruders und Freundes, des Herzogs von Württemberg, wohl aber gegen die Sicherheit der Frau Gräfin v. Würben. Doch bevor Wir ein Urtheil fällen, möchte es nöthig seyn, die Frau Gräfin selbst in Gegenwart eines andern Zeugen um einige Dinge näher zu befragen. Tritt vor, unglückseliger Mann,“ fuhr er fort, und zur Gräfin gewandt, fragte er ernst und streng: „Kennt Ihr diesen?“

Es war ein uns wohl bekannter Mann, aber doch kaum kenntlich, so sehr war er durch Abnahme seines struppigten Bartes verändert. Nur um so ersichtlicher war es jetzt, wie Elend, Kummer und Leidenschaft in einem ursprünglich guten und schönen Gesichte wüthen können. Trotz allem dem schien er der Gräfin gar wohl bekannt, denn ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihr. Aber sie sprach kein Wort.

„So antwortet doch, edle Frau!“ inquirirte

der König weiter, nicht ohne Bitterkeit in seiner Rede. „Ihr werdet doch Euren angetrauten Gatten kennen! Oder hat ihn das Gefängniß, in dem Ihr ihn schmachten ließet und wohl verschmachtet glaubtet, haben ihn die langen Jahre des Elends so sehr verändert, daß Ihr Euch seiner nicht mehr erinnert?“

Die Gräfin machte eine gewaltige Anstrengung. Es schien, als wollte es ihr die Brust versprengen. „Es ist ein Lügner, ein Betrüger,“ rief sie endlich, am ganzen Leibe zitternd, und alles Blut drängte sich nach ihrem Herzen, „man hat es auf mein Verderben abgesehen; ich habe keinen Gatten, als den Grafen v. Würben.“

„Wir haben diese Antwort erwartet,“ fuhr der König mit kaltem Tone fort. „Wie aber, wenn Wir Euch Beweise vorlegen, gute, schriftliche Beweise? Doch Ihr könntet auch diese als unächt verwerfen, so wollen Wir denn Euch einen lebenden Zeugen stellen, der mehr als alle Papiere sprechen wird. Tritt näher, mein junger Page,“ sprach der König, sich umwendend, mit ermuthigender Stimme; „scheue Dich nicht. Hast Du so viel gewagt für Deine Freunde, wird Dir auch dieser Gang nicht schwer werden.“

Und aus der Reihe derer, die hinter dem

Thronsessel des Königs standen, trat ein junger Mensch in Pagenkleidung; aus der Verkleidung aber sah ein liebliches Mädchengesicht hervor.

„Isabella,“ schrie die Gräfin wie entsetzt und drohte umzusinken.

„Isabella,“ schrie auch der Graf v. Trautmannsdorf und stürzte auf sie zu, und die Liebenden sanken sich in die Arme und hielten sich festumfaßt, als wollten sie sich für dieses Leben nicht mehr trennen.

„Ja, es ist Isabella,“ sprach der König weiter, die Liebenden, die auf Niemanden hörten und sahen, gewähren lassend, „es ist Isabella, die Ihr in Strasburg erziehen ließet und nachher unter dem Namen als Fräulein v. Webern zu Euch nahmet auf Euer Schloß Freudenthal, ohne daß sie bis jetzt mehr von Euch weiß, als daß Ihr eine entfernte Verwandte von ihr seyet! Es ist Isabella, die, um ihren Geliebten zu retten, Alles wagte und weder Ruf noch Gefahren scheute, um, nur von einem ehrlichen Burschen begleitet, an Unsern Hof zu eilen und Uns zur Rettung des Grafen v. Trautmannsdorf und seiner Freunde aufzufordern! Es ist Isabella, die uns so urplötzlich nach Württemberg führte, und ohne es zu wissen und zu wollen, dem Herzog und Uns die Augen über Euch öffnete!“

Da erfaßte es die Gräfin mächtig; alles Blut jagte es ihr die Wangen hinauf und jetzt ward sie blaß wie eine Leiche. „Die Tochter hat die Mutter verrathen,“ schrie sie auf mit schriller Stimme, und so gräßlich und durchdringend war der Schrei, daß auch die Liebenden auseinanderfuhren. Ohnmächtig stürzte die Gräfin zusammen.

Es entstand eine augenblickliche Verwirrung. Nur der Herzog von Württemberg schien kalt und theilnahmlos zu seyn. Daß er es nicht war, bewies sein dunkles, blutrothes Gesicht, und das unheimlich glühende Auge, welches er über die Gräfin hinrollen ließ.

„Ihr habt Recht gehabt,“ flüsterte er dem König von Preussen zu. „Sie ist so schlecht, als Ihr sie gemahlt. Ich gebe Euch volle Freiheit, die Gefangenen zu begnadigen.“ — Dann lehnte er sich in seinen Thronsessel zurück und schien für Nichts mehr Auge und Ohr zu haben. Er schaute nicht einmal auf, als man die einer Leiche ähnliche Gräfin aus dem Saale trug.

Was soll ich den weitern Verlauf ausführlich erzählen? Die Gefangenen wurden freigegeben, und Männer, denen das harte Schicksal eines fast jahrelangen Gefängnisses keinen Seufzer, keine laute Klage entlocken konnte,

weinten nun Thränen der Freude. Nur wenige Stunden nachher kehrte der König von Preussen und der Herzog von Württemberg zusammen nach Ludwigsburg zurück, und so eindringlich und so warm wußte Friederich Wilhelm seinem fürstlichen Freunde zuzusprechen, daß dieser fast getröstet in seine Residenz einfuhr. Nur Eine Unglückliche zählte der Tag, es war die arme Isabella. Sie glaubte, es sollte der schönste ihres Lebens seyn, und es war der elendeste von Allen. Eine arme Waise hatte sie sich bisher geglaubt, aber reich durch den Gedanken, den Geliebten zu retten und bald für immer zu besitzen. Nun fand sie Vater und Mutter wieder; aber welch' eine Mutter, welch einen Vater! Ihr Kopf ward wirre und ihr Herz drohte still zu stehen, da sie das unmöglich Scheinende zu begreifen begann. Auf Befehl des Herzogs ward sie mit der Gräfin v. Würben in Einen Wagen gebracht. Mit ihr fuhr sie dem Schloß Freudenthal zu.

XXIII.

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen;
Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.

H. Heine.

Im ganzen Lande Württemberg war großer Jubel. In allen Wirthshäusern ließen die Bauern den König von Preußen hochleben. Es war, als ob plötzlich eine schwere Last von den Herzen hinweggenommen worden wäre, und Jahre langes Leid ward in wenigen Tagen vergessen. Nie war der Herzog Eberhard Ludwig bei seinen treuen Württembergern beliebter, denn jetzt, da er die Gräfin v. Würben für immer von seinem Hofe verbannt zu haben schien. Nur Eines fragte man sich, warum der Herzog ihr das gestohlene Gut nicht abnehme und sie arm, wie sie gekommen, aus dem Lande jage. Aber „es wird schon kommen, mit heiler Haut läßt man sie doch nicht durchschlüpfen", sagte man sich wieder, und tröstete sich damit, daß nun doch wenigstens die Ungerechtigkeit im Lande ein Ende genommen habe. Die Gräfin v. Würben aber hauste still

und einsam auf ihrem Schlosse Freudenthal; es war ihr zum Jammerthal geworden. Sie, die vor Kurzem noch so mächtige und einflußreiche Frau, um die Alles sich drängte, mehr als um den Herzog selbst, sie war nun von Allen verlassen; denn Niemand wagte es, sie zu besuchen, da der Herzog sich von ihr losgesagt und sie verstoßen hatte.

Es war im Anfang des Monats September, da zog ein Reiter die Straße nach Freudenthal. Kein einziger Bedienter begleitete ihn. Der Reiter ritt langsam und überließ seinem Pferde die Zügel. Es schien kein Freudenritt zu seyn, den er vorhatte; denn der einsame Reiter war der Graf v. Trautmannsdorf. Isabella hatte ihm nach langen Bitten den Besuch gewährt, und die Gräfin v. Würben freute sich dessen, da sie jeden Faden ergriff, an dem sie sich wieder zum Glücke emporzuwinden hoffen konnte.

Der Graf übergab sein Pferd einem Diener, als er in Freudenthal angekommen war, und auf seine Frage nach Isabellen ward er in den Schloßgarten gewiesen. Dort saß sie auf der nämlichen Stelle, wo er sie vor wenigen Monaten gesprochen, wo sie ihm zugesagt hatte, mit ihm zu entfliehen. Der Empfang war kein fröhlicher. Thränen standen dem schönen

Mädchen in den Augen, als sie ihm die Hand zum Gruße bot.

„Wie siehst Du aus, meine Isabella!“ sagte schmerzlich bewegt der Graf; „Deine Wangen sind blaß, Dein Gesicht ist eingefallen. Du bist krank, meine Geliebte, was fehlt Dir?“

Wenige Tage hatten hingereicht, den Jugendschmelz der sanften Röthe von den Wangen der Jungfrau zu jagen und den Augen den Glanz zu rauben, der sie einst zu den schönsten in der Welt gemacht hatte.

„Sprich nicht davon, mein theurer Max,“ erwiederte mit trüber Stimme Isabella; „wir können uns nur kurze Zeit sehen, die Mutter ist krank und — es wird die letzte Unterredung seyn, die wir haben werden.“

„Deine Mutter?“ sagte der Graf, und seine Lippen bebten bei diesen Worten. „Es ist nicht möglich, es kann Deine Mutter nicht seyn, wie käme dieß Weib zu einer solchen Tochter?“

„Und doch ist es so,“ sprach Isabella und ein schwerer Seufzer entstieg ihrer Brust. „Sprich nichts Uebles von ihr, denn es ist ja meine Mutter. — Ich habe auch meinen Vater wieder gefunden,“ fuhr das arme Mädchen fort, und hohe Röthe der Beschämung färbte ihre Wangen. „Du kennst ihn; erlaß mir die Scham, mehr davon zu sprechen.“

„Ich kenne ihn," erwiederte dumpf der Graf. „Doch," rief er schwärmend, „was liegt an Vater und Mutter? Ich liebe Dich und nur Dich. Was frage ich nach den Eltern? Isabella, höre mich. Es steht in der heiligen Schrift: „und das Weib wird Vater und Mutter verlassen und an ihrem Manne hängen." Sey mein Weib, folge mir in meine Heimath. Dort kennt Dich Niemand; dort wollen wir in stiller Einsamkeit nur unserem Glücke leben. Du zauderst? Was kettet Dich an Deine Mutter? Nie war sie Dir es in der Wirklichkeit, wenn sie Dich auch geboren hat. Nie wirst Du bei ihr leben können. Folge mir, dem treusten Freunde; nur mir gehörst Du an."

Liebend umfaßte er sie, und ein mächtiger Kampf schien sich in Isabellen zu regen. Ihr Busen hob sich schneller und ihr Auge ward heller. Aber bald machte ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft. „Es kann nicht seyn," schluchzte sie. „Deine Großmuth verleitet Dich. Dein Herz nur spricht so, nicht Dein Verstand."

Wieder erhob der Graf seine Stimme, und bot alle Kraft der Ueberredung auf. „Du hast mir versprochen, mir anzugehören; Du darfst Deinen Schwur nicht brechen. Hast Du mich je geliebt, so mußt Du es jetzt beweisen."

Aber das unglückliche Mädchen ließ sich nicht wankend machen; sie hatte sich selbst gelobt, zu entsagen.

„Mein theuerster Freund!“ sprach sie, „Du machst mir das Herz nur schwerer. Was würden Deine Freunde, was Deine Verwandte sagen? Nie kann die Tochter solcher Eltern Deine Gattin werden. Und dürfte ich auch, wenn Alles dieß nicht wäre? Mein Vater ist nicht mehr hier; ich habe ihn nur einmal gesprochen, den armen Mann. Es ist gut so; denn ich weiß zwar nicht, ob eine Tochter das Recht hat, so Etwas zu sagen, aber es ist mir ein Trost, ihn nicht mehr zu sehen. Doch die Mutter! Sie ist jetzt von Allen verlassen; kein Mensch nimmt sich ihrer an; sie ist zur Verachtung der Welt geworden. Sollte auch die Tochter nun sich von ihr wenden? Es kann nicht seyn, dringe nicht weiter in mich.“

Wiederum entstürzte ihr ein Strom von Thränen und der Geliebte vermochte es nicht, sie zu trösten. Er hatte selbst keinen Trost.

„Wir müssen uns trennen, Max,“ sagte endlich Isabella. „Warum die schmerzliche Stunde verlängern? Es muß ja seyn, wir waren nicht für einander bestimmt.“

Noch einmal versuchte es der Graf, sie zu bereden. Noch einmal bestürmte er sie, und

bestürmte sie mit Thränen, und den Thränen eines Mannes ist schwer zu widerstehen! Sie lag so matt in seinen Armen, als wäre die zarte Blume geknickt; aber das Schicksal wollte es nicht anders, sie mußten sich trennen.

„Nur Eines versprich mir, mein Max," schluchzte sie, als sie ihm den Abschiedskuß auf die Lippen drückte. „Wenn Du je meiner gedenkest, denke nicht mit Verachtung von mir." — Und sie riß sich los aus seinen Armen und eilte dem Schlosse zu.

Lange stand noch der Graf auf derselben Stelle. Einen Blick warf er gen Himmel, es war ein Blick des tiefsten Grames, doch die Engel, die über die Gesinnungen der Menschen zu wachen haben, trugen den Vorwurf, der in dem Blicke lag, nicht in das schwarze Buch der Verbrechen ein. — Langsam ritt er zurück nach Ludwigsburg, und seine Miene war so traurig, als hätte man ihm das Mark des Lebens gestohlen. Matt zum Sterben kam er vor seiner alten Wohnung, die er und seine Gefährten nun wieder bezogen hatten, an, und der ehrliche Georg erschrack im Innersten, als er ihm das Pferd abnahm. Langsam stieg der Graf die Treppen hinan, und seine Glieder wollten ihm fast den Dienst versagen. Hier aber sprang ihm stürmisch sein Freund Witzleben entgegen.

Wenige Tage hatten Diesen wieder in den lebensfrohen Menschen verwandelt, der er früher gewesen, und waren auch seine Wangen noch nicht so voll und blühend als vordem, so stand doch auf dem Gesichte Nichts als Heiterkeit und Frohsinn geschrieben, und sein Auge leuchtete wie eine Glückssonne.

„Endlich kommst Du!“ rief er jubelnd. „Hast Du denn gar keinen Sinn mehr für Deinen Freund? Da bin ich von Stuttgart hereingeritten, als gälte es Tod und Leben, um Dir die froheste Botschaft zu verkündigen, denn Julie hat sich mir zugesagt, und der Vater seine Einwilligung gegeben. Aber was hast Du denn? Du siehst ja ganz sonderbar aus, und machst ein Gesicht wie ein Leichenbitter?“

„Sey fröhlich und sey glücklich,“ erwiederte trüb lächelnd der Graf v. Trautmannsdorf; „nur fordere nicht, daß ich mit Dir lache. Ich komme von Isabellen und habe ihr für immer Lebewohl gesagt.“

Da ward auch der v. Witzleben traurig und die innigste Theilnahme bewegte sein Herz. Nur der Gedanke an seine Julie und die nahe Verbindung mit ihr konnte ihn wieder heiter stimmen.

XXIV.

Rauch ist alles irdische Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.

Schiller.

Es stand noch längere Zeit an, ehe die Herrschaft der Gräfin v. Würben völlig gebrochen war. Zurückgezogen und anscheinend von allen Geschäften, allem Einflusse fern, lebte sie auf ihrem Schlosse. Aber heimlich unterhielt sie noch immer Verbindungen am Hofe des Herzogs Eberhard Ludwig. So sehr hatte Gewohnheit diesen Fürsten an sie gefesselt, daß er nicht die Kraft hatte, ihr selbst und mündlich ihre Verstoßung anzukündigen. Aber noch im Herbste des Jahres 1730 trat er eine große Reise nach Berlin an, seinem Freunde, dem Königlichen Friedrich Wilhelm einen Gegenbesuch zu machen. Er hinterließ der Gräfin den gemessenen Befehl, von nun an und für immer ihn und den Hof zu meiden. Im Sommer 1731 kehrte er von dem langen Besuche zurück, und am 14. Juli, dem schönsten im Jahre, vereinigte er

sich wieder mit seiner rechtmäßigen Gemahlin. Das ganze Land jubelte laut und schickte frohe Dankgebete gen Himmel. Noch aber gab die Gräfin nicht Alles verloren; noch blieben ihr einige treue, wenn auch geheime Freunde, die gleiches Interesse mit ihr vereinigte; noch traute sie auf die lange Gewohnheit, mit der der Herzog an sie gefesselt war. Doch Alles blieb, wie es war, ohne daß eine Aenderung zu ihren Gunsten eintrat. Nun bemächtigte sich ihrer tiefe Schwermuth, und sie griff zu den Mitteln, welchen das Volk schon lange ihren Einfluß auf den Herzog zugeschrieben hatte. Dieser hatte den v. Stutenheim in seine eigenen Dienste genommen; mitleidig wollte er ihn vor der gerechten Rache des Ritters v. Witzleben schützen. An den v. Stutenheim wandte sich die Gräfin, und dieser bestach einen Kammerdiener, ein Tuch mit dem Blute des Herzogs benetzt zu entwenden; — man hatte schon zuvor seltsame Gegenstände im herzoglichen Schlafgemache gefunden; — eine alte Dienerin verrieth die Gräfin; es fand sich der Brief vor, worin sie dem Verräther großen Lohn versprochen hatte. Da erwachte des Herzogs Zorn und der Kammerdiener und der v. Stutenheim mußten froh seyn, in jäher Flucht ihre Rettung zu finden. Ein armer Schlucker hatte Dieser Württemberg

betreten, und ebenso arm mußte er es wieder verlassen, um in seiner Heimath das elende Leben vollends zu verkümmern. Nur hatte sich zu der Armuth noch die Schande gesellt. In derselbigen Nacht aber, da der v. Stutenheim die württembergische Gränze überschritt, sich und sein Mißgeschick verfluchend, ritt in Freudenthal der Obrist Streithorst mit einem Detachement Husaren ein, und so schnell ward hier die Gräfin überfallen, daß sie kaum noch Zeit hatte, einige gefährliche Papiere zu verbrennen. Ungeachtet alles Flehens, ungeachtet sie sich schwer erkrankt stellte, ward sie den 14. des Weinmonats nach der Stadt Urach, deren Namen sie führte, gebracht. Niemand der Ihrigen durfte sie begleiten. Dennoch hielt man sie anfangs in anständiger Haft und sie durfte sogar in der Stadt Besuche machen. Aber bald entdeckte man neue Intriguen. Ihr eigener Bruder verrieth den Briefwechsel zwischen ihr und einigen ihrer frühern Anhänger, die nicht klug genug gewesen waren, sich gänzlich von ihr loszusagen. Ja sogar in Wien beim Kaiser hatte sie klagen lassen, um in ihre sogenannten Rechte wieder eingesetzt zu werden. Da ward sie nach der Festung Hohenurach in engern Gewahrsam gebracht. Wiederum hatte sie Krankheit vorgeschützt, und nur mit Gewalt konnte sie in die Kutsche gehoben werden, wel-

che sie am 16. des Wonnemonats 1732 auf die Festung führte. Hier ward sie geschmeidiger und am 19. December desselben Jahres schloß sie einen Vergleich mit dem Herzog und Lande ab, der sodann auch von dem kaiserlichen Hofe zu Wien im Januar des folgenden Jahres bestätigt wurde. Sie trat ihre Güter Brenz, Gochsheim, Stetten und Freudenthal ab, behielt aber auf Lebenszeit die Herrschaft Welzheim, ward mit 200,000 fl. entschädigt, und hatte noch überdieß alle ihre Schätze in auswärtigen Banken gerettet. Unter starker Bedeckung ward sie in selbigem Jahre nach Heidelberg geführt, wo sie sich fast bis zu ihrem Tode aufhielt. Das Volk in seinem Hasse hätte sie zerrissen, hätten nicht des Herzogs Soldaten ihr Leben geschützt. Des ganzen Landes Verwünschungen folgten ihr, und noch lange gedachte man ihrer unter keinem andern Namen als dem der Landesverderberin, die den Herzog durch Zaubermittel gefesselt gehabt habe; denn kein Landmann zweifelte daran, daß sie im Bunde mit dem Satan gewesen sey. Das Unheil, das sie angerichtet, wucherte lange noch fort; der Schaden an Geld und Gut war unberechenbar, und immer noch blieben, auch nach ihrem Sturze, ihre Creaturen am Ruder. Auch der

Minister v. Grävenitz, ihr Bruder, behielt seine Ehren und Dienste.

Nicht lange überlebte der Herzog Eberhard Ludwig den Sturz der einst so geliebten Gräfin v. Würben. Schon im Anfange des Jahres 1733 erkrankte er schwer, und kaum hatte er sich etwas erholt, da erneuerte sich die Krankheit und er starb am 31. October jenes Jahres, im 57sten Jahre seines Lebens. Sein Sohn und einziger Erbe von gerader Linie war ihm schon im Februar 1731 im Tode vorangegangen. Das Herzogthum Württemberg kam an eine Seitenlinie.

Noch aber blüht das Geschlecht derer v. Witzleben, und die Ehe des ritterlichen Jünglings, von dem diese Capitel handelten, mit Julie, Gräfin v. Werdenheim, war eine der glücklichsten. Bei ihnen lebte als Junggeselle der Ritter v. Wellendorf. Selten versäumten sie es ein Jahrlang, in Lauffen im goldenen Hirsche einzusprechen. Hier dominirte zwar nicht mehr der dicke Wirth als Hausherr, sondern er hatte Wirthschaft und Güter mit der einzigen Tochter, dem hübschen Lieschen, dem braven Georg übergeben; wenn aber der v. Witzleben mit seiner schönen Frau bei ihm anfuhr, so versäumte der alte Mann es nie, selbst an den Kutschenschlag zu kommen und die geehrten Gäste aus

dem Wagen zu heben. Nur allein das Schicksal des Grafen v. Trautmannsdorf trübte hie und da das Glück dieser Ehe. Nie vermählte sich dieser, sondern lebte meist einsam auf seinen Gütern. Regelmäßig aber alle Jahre sah man ihn in Strasburg, wo seit dem Jahre **1731** in dem Cistertienserinnen-Kloster eine neue Schwester sich hatte einkleiden lassen. Einmal alle Jahre sprach er sie dort am Gitterfenster. Als er aber einstens wiederkehrte zur gewöhnlichen Zeit, da erschien die bleiche Schwester nicht mehr; sie lag sanft gebettet unter kühler Erde, und das müde Herz Isabellens hatte ausgeschlagen. Ihr Grabhügel war von nun an sein jährlicher Wallfahrtsort.

Von dem buschigten Peter hat man nie mehr Etwas gehört; nur der Gräfin v. Würben erschien er noch manchmal in ihren schweren Träumen.

Druck von J. B. Müller in Stuttgart.
(Gerberstraße Nr. 17.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Griesinger, Theodor,

Die letzten Zeiten der Grävenitz histor. Novelle aus d. Ende d. Regierungsjahre d. Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg

Heilbronn 1839

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.g.o.173
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750696-8